

Fiona Kalkstein

# **„Geld lässt ruhiger schlafen, das hab‘ ich erlebt“**

Vereinbarkeit zwischen Mutterschaft  
und Beruf aus klassensensibler Perspektive

Reihe Aspekte



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar unter  
<http://dnb.d-nb.de>

Besuchen Sie unsere Verlage im Internet:  
[www.alma-marta.de](http://www.alma-marta.de)  
[www.marta-press.de](http://www.marta-press.de)

"Praxen der (Un-)Vereinbarkeit. Eine klassensensible Analyse der  
Aushandlungen zwischen Mutterschaft und Beruf"  
Dissertation, Universität Duisburg-Essen, 2021.

Das vorliegende Buch ist die Veröffentlichung o.g. Dissertation.  
Die Dissertation wurde durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung gefördert.

1. Auflage Oktober 2021  
© 2021 Alma Marta, Hamburg, Germany  
[www.alma-marta.de](http://www.alma-marta.de)  
Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,  
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des  
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© Coverlayout: Andreas Imhof, Hamburg.  
Printed in Germany.

ISBN 978-3-948731-06-9

## **Danksagung**

Ohne die vielfältige Unterstützung, die ich in den letzten Jahren von zahlreichen Menschen erfahren habe, hätte ich diese Arbeit nicht schreiben können. Bei all jenen möchte ich mich herzlich bedanken.

Mein besonderer Dank gilt Prof. Dr. Gisela Steins, die diese Arbeit auf meine Anfrage betreut hat. Sie fand in dieser nicht immer leichten Zeit aufbauende Worte, blieb zuversichtlich und war immer erreichbar für mich. Prof. Dr. Morus Markard danke ich, da er mir in einem entscheidenden Moment anbot, die Arbeit zu betreuen. Seine Rückmeldungen waren immer ein Wegweiser. Der Rosa-Luxemburg-Stiftung möchte ich danken, dass sie die Untersuchung durch ihre Förderung möglich gemacht hat.

Zu Beginn der Forschung war es mein Ziel, einen Gegenstand zu untersuchen, der die alltäglichen Probleme von Frauen aus den arbeitenden Klassen zum Ausdruck bringt. Als sich das Thema Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf herauskristallisierte, dachte ich, dass ich keine Forschung über Vereinbarkeit fertigstellen werde. Ich dachte, das Thema würde auf wenig Interesse stoßen. Heute denke ich nicht mehr so. Dafür möchte ich allen Frauen danken, die sich bereit erklärt haben, mit mir über ihr Leben zu sprechen. Ich möchte mich für den Mut dieser Frauen bedanken, mir so offen und emotional über ihre Erfahrungen zu erzählen, dass sie die Leser\_innen berühren und auf eine Reise mitnehmen.

Mit dem Inhalt dieser Arbeit hoffe ich inständig, keiner dieser Frauen vor den Kopf zu stoßen.

Für die Unterstützung des Prozesses von Anfang bis Ende danke ich Christian Küpper und Janek Niggeman. Ich danke Roland Zschächner für die Ausdauer und Geduld in den letzten anderthalb Jahren der Fertigstellung, für den emotionalen Rückhalt und die umfangreiche

praktische Unterstützung: das Korrigieren, Redigieren und Lektorieren der gesamten Forschung.

Ich danke Bastian Rottinghaus, Christian Küpper, Claudia Theilig, Roland Zschächner, Eilieen Wengemuth, Johanna Dietz, Sarah Hönig und Hilke Babbe für das Lektorat.

Und ich bedanke mich bei all meinen Freund\_innen, die mich in den guten und schlechten Momenten unterstützt haben.

Ohne sie alle wäre die vorliegende Forschungsarbeit nicht möglich gewesen.

„People have the right to let their voices be heard. Sometimes a researcher feels uncomfortable or awkward with interview material or something that is observed. However participants are not. In fact, they want their stories out there.”  
(Corbin/Strauss, 2008, S. 29)

„Wie sollte sich denn kein Gefühl der Beunruhigung in dem Augenblick einstellen, da private Äußerungen, vertrauliche Mitteilungen, die im Rahmen eines Vertrauensverhältnisses, das sich nur in der Beziehung zwischen zwei Personen herstellen läßt, aufgezeichnet wurden, öffentlich gemacht werden? Wohl waren alle unsere Gesprächspartner bereit, sich hinsichtlich des Gebrauchs, der von ihren Äußerungen gemacht wird, auf uns zu verlassen. Doch kein Vertrag ist mit so vielen stillschweigenden Auflagen belastet wie das Vertrauensabkommen. Wir hatten demnach zunächst einmal jene zu schützen, die sich uns anvertrauten (insbesondere durch Änderung der Angaben, so der Orts- und Personennamen, durch die sie hätten identifiziert werden können); doch vor allem auch mußten wir alles tun, um sie vor den Gefahren in Schutz zu nehmen, denen wir ihr Wort dadurch aussetzten, daß wir es ungeschützt den möglichen Sinnentstellungen überantworten.“  
(Bourdieu et al., 2010 [1993], S. 13)



## Vorwort

Kinder und Berufstätigkeit zu verbinden, ist nach wie vor in erster Linie ein Problem, mit dem sich Mütter, die Frauen, konfrontiert sehen, und das nach wie vor häufig zugunsten der Familienarbeit gelöst wird. Trotz der vielfältigen familienpolitischen Maßnahmen der letzten 20 Jahre, die Vereinbarkeit erleichtern sollten, ist die Kombination von Mutterschaft und Beruf für viele Frauen in Deutschland ein Drahtseilakt.

Wenn Fiona Kalkstein in ihrem Buch die Handlungsoptionen in dieser Lebenslage als „Praxen der (Un-)Vereinbarkeit“ charakterisiert, ist damit elegant zum Ausdruck gebracht, dass nicht mit glatten Lösungen zu rechnen, sondern permanent mit Widersprüchen umzugehen ist. Was aber auf die hier vorliegende empirische Arbeit besonders gespannt macht, ist der Umstand, dass Fiona Kalkstein eine „*klassensensible*“ Studie der ja vor allem *geschlechtsspezifisch* zugemuteten „Aushandlungen zwischen Mutterschaft und Beruf“ vorlegt.

Allgemein markiert „Klasse“ (bzw. Klassenzugehörigkeit) eine gesellschaftliche Position, mit der unterschiedliche Ressourcen und Möglichkeiten verbunden sind, deren „Inkorporierung“ (Bourdieu) eine strukturgebundene Praxis mit sich bringt. Für eine psychologische Fragestellung, die die Bedeutung von „Klasse“ für die individuelle Lebensbewältigung analysieren will, hängt nun alles davon ab, weder individuelle Handlungsmöglichkeiten deterministisch zu formieren oder zu vereindeutigen, noch den „stummen“ (Marx) – aber auch durchaus immer wieder beredten – Zwang der ökonomischen Verhältnisse in gesellschaftstheoretischer Beliebigkeit aus dem Blick zu verlieren.

„Klassensensible“ Analyse kennzeichnet vor diesem Hintergrund den – feministisch wie intersektional begründeten – Anspruch der Autorin, Klasse als gesellschaftlich Strukturkategorie *und* als individuellen Erfahrungstatbestand theoretisch und empirisch zu vermitteln und damit, bezogen auf ihre Fragestellung, auf psychologisch neuem

Niveau, die „Praxen der (Un-)Vereinbarkeit“ auszuloten. Dazu muss sie individuelle Denkweisen, Emotionen, Bedürfnisse, biographische Erfahrungen, Bewältigungsweisen mit den gesellschaftlichen Ermög- lichungen und Behinderungen ins Verhältnis setzen. Wie sie das schafft, macht den Reiz und den Erkenntnisgewinn, den dieses Buches verschafft, aus.

Folgerichtig präsentiert Fiona Kalkstein zunächst den aktuellen i.w.S. soziologischen Forschungsstand und die politische Debatte zur beruflichen Situation von Frauen mit Kindern. Sie zeigt, dass einerseits die Zahl dieser Frauen, die erwerbstätig sind, steigt, diese aber häufig lediglich „Zuverdienerinnen“ sind. Vor allem aber weist sie auf jene „*selektive Emanzipation*“ hin, die darin besteht, dass es vor allem besser gestellten Frauen möglich ist, Mutterschaft und Beruf zu vereinen und von neuer Familienpolitik zu profitieren. Die von ihr als „Dilemma“ beschriebene soziale Situation, entweder Ideologie und Norm guter Mutterschaft zu verletzen oder sich mit Teilzeitarbeit in finan- zielle Abhängigkeit zu begeben, ist wesentlicher Ausdruck dessen, was die Autorin mit struktureller (Un-)Vereinbarkeit meint.

Vor diesem Hintergrund legt Fiona Kalkstein – das ist das Kernstück des Buches – in bester kasuistischer Tradition, methodologisch sorg- fältig begründet und in für psychologische Analysen ungewöhnlicher Konkretheit sechs Fallanalysen vor. Es ist beeindruckend, wie es Fiona Kalkstein in ihren Interviews gelungen ist, ihre Gesprächspartnerinnen mit ihren unterschiedlichen biographischen Konstellationen lebendig werden und uns an ihren Erfahrungen teilhaben zu lassen.

Diese Gesprächspartnerinnen werden einzeln vorgestellt. Ihre sehr verschiedenen Lebenslagen, Erfahrungen, Denk- und Deutungsweisen, sozialen Beziehungen werden dargelegt und nah an den Texten daraufhin analysiert, dass Handlungserweiterungen wie restriktive Verstrickungen jeweils begründungstheoretisch nachvollziehbar, ver- ständlich werden. Auf dieser Basis dann gelingt es Fiona Kalkstein, fallübergreifend Gemeinsamkeiten wie Besonderheiten in der Praxen der (Un-)Vereinbarkeit herauszuarbeiten.

Wenn Bert Brecht einerseits meinte, Leben heiÙe für Menschen, Prozesse zu organisieren, denen sie unterworfen sind, so zeigen die Darstellungen und Analysen Fiona Kalksteins andererseits, wie diese Prozesse reflektiert werden können. Das heißt natürlich nicht, dass diese Praxen und ihre Begründungen ihre Widersprüchlichkeit verlören, wohl aber, Bewegungen und emanzipatorische Potenziale darin aufzuspüren: keine Heilsversprechen, wohl aber Eröffnung von Handlungsoptionen. In ihren Analysen geht Fiona Kalkstein von der erzählten Lebenstätigkeit, von der „Unmittelbarkeit“ der berichteten Situationen aus, um dann den gesellschaftlich Zusammenhang, in dem diese stehen, damit zu vermitteln. Schließlich kann sie auf diese Weise, z.T. schon in den Interviews oder in späteren Interpretationen, zum Ausgangspunkt zurückkehren und diesen in neuem Lichte erscheinen lassen. Das ist das, was in der marxischen Methodologie den Weg vom Vorstellungskonkretum über die Abstraktion zum Gedankenkonkretum, also zur begriffenen Unmittelbarkeit, bedeutet. Subjektwissenschaftlich ist es die Reflexion auf Schritte aus den Verstrickungen „restriktiver Handlungsfähigkeit“.

So schafft Fiona Kalkstein zwischen gesellschaftlicher Struktur und individueller Erfahrung die Verbindung, in der die Verallgemeinerbarkeit des Einzelfalles begründet ist. Diese zielt gemäß der subjektwissenschaftlichen Konzeption der Kritischen Psychologie, auf die die Autorin sich bezieht, nicht auf individuelle Merkmale, sondern subjektive Möglichkeitsräume oder Handlungsmöglichkeiten: Eine „Möglichkeitsverallgemeinerung“ (Holzkamp), in der subjektives Befinden und Handeln als Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Möglichkeiten/ Behinderungen und je individueller Weise ihrer Realisierung zu begreifen ist.

Es zeigt sich z.B., dass belastende Mutterschaftsnormen nicht direkt beanstandet wurden, der soziale Druck gleichwohl hoch ist, so dass es höchste Zeit ist, wie die Autorin festhält, nicht nur familienpolitische und arbeitsrechtliche Bedingungen zu ändern, sondern auch gesellschaftliche Ansprüche an Mütter mehr als bisher zu problematisieren.

Ein weiteres Beispiel aus den Befunden: Die Erfahrungen bei den Aushandlungen werden zunächst als bloß individuelle thematisiert, kaum als klassenspezifische oder eine Erfahrung vor dem Hintergrund des normativen Bildes von der guten Mutter. Andererseits kann die Zurückweisung der Vorstellung, die eigene Lage sei bloß Ausdruck von „Pech“ Raum für Solidarität eröffnen, kann die Reflexion struktureller Unplanbarkeiten die Bedeutung längerfristiger Absprachen akzentuieren, die ggf. auch gegenüber Retraditionalisierungen wirksam sind. Als wesentlich für emanzipatorische Ansätze stellten sich vielfältige Unterstützungserfahrungen in unterschiedlichen sozialen Umfeldern oder die Einbindung in formale oder „semiformale“ Gruppen heraus. Meine exemplarischen Andeutungen von Resultaten der Arbeit können natürlich die Konkretheit und Vielfalt von Erfahrungen, Begründungsmustern, Reflexionen und Handlungsoptionen, die in dieser Studie ermittelt wurden, nicht ersetzen, aber sie können vielleicht darauf neugierig machen – und auch auf die Vorschläge, die Fiona Kalkstein für weitere Forschung und die Verbesserung (psycho-)sozialer Arbeit macht.

Wer sich psychologisch konkret und mit emanzipatorischer Intentionen mit den „Praxen der (Un-)Vereinbarkeit“ beschäftigen will, kommt an diesem Buch nicht vorbei.

Morus Markard, Mai 2021

## Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b>	<b>19</b>
<b>2. Kritische Psychologie: Perspektive und theoretischer Rahmen der Untersuchung</b>	<b>31</b>
2.1 Sprache und Begriffe Kritischer Psychologie	31
2.2 Vergesellschaftetes Subjekt	32
2.3 Gesellschaftstheoretische Ebene	35
2.4 Gesellschaftstheoretische Erweiterungen	40
2.5 Grundbegriffe Kritischer Psychologie	51
2.6 Subjektive Handlungsräume und biographische Aspekte	60
2.7 Resümee und Formulierung der Fragestellung	61
<b>Exkurs 1:</b> Intersektionalität: Entstehungskontext, soziale Kämpfe Schwarzer Feministinnen, Rassismus und Ausschluss des Black Feminism aus der universitären Theorieproduktion	63
<b>3. Klasse und Geschlecht als Vermittlungsebenen zwischen Individuum und Gesellschaft</b>	<b>69</b>
3.1 Ein intersektionaler Mehrebenenansatz	69
3.2 Klasse als Vermittlungsebene	73
3.3 Geschlecht als Vermittlungsebene	83
<b>4. Gegenstandsbestimmung und Forschungsfrage: (Un-)Vereinbarkeit – Wenn Klassenlage und Geschlecht ineinandergreifen</b>	<b>91</b>
4.1 Zur Lebenslage proletarischer Frauen	92
4.2 Mutterschaft und Klasse	102
4.3 Strukturelle (Un-)Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienleben: restriktive Nahelegungen	113

4.4 Zwischenresümee und Ausblick auf den empirischen Teil	122
<b>5. Methodologische und methodische Vorüberlegungen</b>	<b>125</b>
5.1 (Frauen-)Forschung vom Standpunkt des Subjekts	125
5.2 Prinzipien subjektwissenschaftlicher Forschung und Konzept der Entwicklungsfigur	129
5.3 Bedingungs-Bedeutungs-Analyse und Prämissen-Gründe-Zusammenhänge (subjektiver und typischer Möglichkeitsraum)	131
5.4 Subjektwissenschaftliche Theoriebildung, Geltungs- und Verallgemeinerungsfragen, Gütekriterien	134
<b>Exkurs 2:</b> Möglichkeiten der Abwehr im zweiten Schritt der Entwicklungsfigur und der Begriff des Unbewussten in der Kritischen Psychologie	137
<b>6. Darstellung der Forschungspraxis</b>	<b>141</b>
6.1 Forschungsinteresse und Datengrundlage	141
6.2 Feldzugang und Datenerhebung	146
6.3 Vom Forschungsinteresse zur Forschungsfrage – Grounded-Theory-Methodologie	149
6.4 Subjektwissenschaftliche Prinzipien als Forschungsregulativ	155
6.5 Perspektivität	157
6.6 Darstellung der Ergebnisse	159

<b>7. Vorstellung der Teilnehmerinnen</b>	<b>165</b>
7.1 Julia (Kürzel: J), Rentnerin, 66 Jahre	165
7.2 Nina (Kürzel: N), Rentnerin, 66 Jahre	168
7.3 Dunja (Kürzel: D), Hauswirtschaftsassistentin, 58 Jahre	170
7.4 Vanessa (Kürzel: V), Sozialassistentin, Fachabitur, 31 Jahre	173
7.5 Marion (Kürzel: Ma), Hotelfachfrau, 28 Jahre	176
7.6 Maria (Kürzel: M & M_II), Gesundheits- und Krankenpflegerin, 32 Jahre	179
<b>8. Subjektive Möglichkeitsräume: Praxen der (Un-)Vereinbarkeit. Zwischen Wunsch und Wirklichkeit</b>	<b>183</b>
<b>A. Frauen mit erwachsenen Kindern</b>	<b>184</b>
8.1 Julia, 66 Jahre, zwei Kinder – zwischen Tradition und Aufbruch	184
8.2 Nina, 66 Jahre, zwei Kinder – Anpassung als Strategie	210
8.3 Dunja, Hauswirtschaftsassistentin, ein Kind – zwischen Mutterschaft und Revolution	228
<b>B. Frauen mit Kindern im Grundschulalter</b>	<b>251</b>
8.4 Vanessa, Sozialassistentin und Fachabitur, zwei Kinder – Zwischen Subkultur und Settlement	251

<b>C. Frauen, die planen, Kinder zu bekommen</b>	<b>279</b>
8.5 Marion, Hotelfachangestellte, keine Kinder – Modernisierte Tradition	279
8.6 Maria, Gesundheits- und Krankenpflegerin, keine Kinder – Finanzielle Unabhängigkeit, Sicherheit und Sorgearbeit	296
8.7 Zwischenfazit und Ausblick	314
<b>9. Strukturelle (Un-)Vereinbarkeit als abhängigkeits- fördernder Möglichkeitsraum. Umgangsweisen mit Widersprüchen zwischen Mutterschaft und Erwerbs- leben</b>	<b>318</b>
9.1 Bedeutungsvarianten der Erwerbsarbeit, des Berufsausstiegs und der Erwerbslosigkeit: Möglichkeiten, Einschränkungen und normative Bezüge	319
9.2 (Un-)Vereinbarkeit. Vorstellungen und realisierte Praxen	340
9.3 Denkformen: Erklärungsweisen von (Un-)Ver- einbarkeit	366
9.4 Die Rolle kooperativer sozialer Beziehungen in den Praxen der (Un-)Vereinbarkeit	388
<b>10. Wege in die Selbstbestimmung. Zusammenfassung der Ergebnisse und Anschluss an den Forschungsstand</b>	<b>399</b>
10.1 Normative Unvereinbarkeit: Das Bild der guten Mutter	400
10.2 Abwesenheit von Strukturkategorien: (Un-)Ver- einbarkeit als individuelles Problem	404
10.3 Unterschätzung der Risiken finanzieller Abhän- gigkeit	407
10.4 Soziale Einbindung: Wege in die Selbstbestimmung	410

<b>11. Diskussion</b>	<b>413</b>
11.1 Diskussion der Ergebnisse und weiterer Forschungsbedarf	413
11.2 Diskussion des methodisches Vorgehens	417
<b>12. Soziale Relevanz der Ergebnisse und Konsequenzen für die psychosoziale Praxis</b>	<b>421</b>
<b>13. Literaturverzeichnis</b>	<b>427</b>
<b>ANHANG</b>	<b>462</b>
1. Richtlinien der Transkription	462
2. Leitfaden	464
3. Persönliche Daten	468



# 1. Einleitung

## *Vereinbarkeit oder (Un-)Vereinbarkeit – Eine Klassenfrage?*

In den vergangenen zwanzig Jahren ist Vereinbarkeit von Familie und Beruf zum gesellschaftlichen Ziel und zum „zentralen Politikfeld“ (Auth, 2010, S. 7) bundesdeutscher Familienpolitik avanciert. Diese Entwicklung wird in engem Zusammenhang mit der erhöhten Erwerbsbeteiligung von Frauen diskutiert, die sich seit 1970 in der BRD fast verdoppelt hat. Während noch Mitte der 1970er Jahre vor allem bürgerliche Frauen arbeiten und sich aus der „gesetzlich verordneten Hausfrauenehe“ (Notz, 2016, S. 100) emanzipieren wollten, hat sich seit spätestens Anfang der 2000er Jahre die Situation gewandelt. Frauen sind zum wichtigen, wenn nicht wichtigsten Bestandteil neuer Arbeitsmarktpolitik geworden, die nicht nur arbeiten wollen, sondern dies auch sollen. Bis Ende der 1980er Jahre galt das Modell des männlichen Familienernährers als politisch förderungswürdig: Männer sollten das hauptsächliche Familieneinkommen verdienen, Frauen unentgeltlich die Erziehungs- und Hausarbeit verrichten. Seitdem Frauen ebenfalls als „Leistungssubjekte“ (McRobbie, 2010, S. 114) gelten, „die es in dieser Gesellschaft zu etwas bringen können“ (ebd.), rücken Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf zunehmend in den Mittelpunkt der Familien- und Gleichstellungspolitik. So wurden seit Anfang 1990 zahlreiche Maßnahmen eingeführt, die es Müttern erleichtern sollten, erwerbstätig zu sein. Mit dem Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung für unter Dreijährige und der Ganztagsbetreuung in Kindergärten und Schulen, dem Recht auf Teilzeitarbeit während des Bezugs von Erziehungs-, und dann Elterngeld sowie der Einführung des Elterngeldes als einkommensabhängige Lohnersatzleistung sind nur einige Beispiele

solcher Maßnahmen genannt. Diese zielen allesamt auf ein modernisiertes Leitbild von Familie<sup>1</sup>, demnach beide Elternteile erwerbstätig sein können und sollen (*adult-worker-model*, vgl. Lewis, 2004). Sind für viele Familien<sup>2</sup> diese Konzepte Leitbild und Realität, existierten schon immer alternative Familienpraktiken und -entwürfe. Als in den 1950er und 1960er Jahren die Norm des männlichen Ernährer-Modells Hochkonjunktur hatte, waren viele Frauen in der Folge des Zweiten Weltkrieges alleinerziehend (Notz, 2016, S. 102). Frauen aus den arbeitenden Klassen waren häufig erwerbstätig und erledigten zusätzlich die Haushalts- und Erziehungsarbeit (Beer, 2010, S. 60). Herrscht heute das *adult-worker-model* bzw. das Ideal der *working mum* vor, nach dem die Mutter Erwerbstätigkeit, Familienleben, finanzielle Unabhängigkeit und Selbstfürsorge problemlos vereinen soll, so bleibt Vereinbarkeit im Sinne eines eigenen Gehalts, das sich nicht weit unter dem gesellschaftlichen Durchschnitt bewegt, nur sehr wenigen Frauen mit Kindern vorbehalten (Barišić/Consiglio, 2020, S. 4f; BMFSFJ, 2016, S. 4). In den Debatten um Vereinbarkeit wird häufig die erhöhte Erwerbsbeteiligung von Müttern hervorgehoben. Barišić/Consiglio (ebd.) stellen heraus, dass Mütter jedoch nach wie vor deutlich weniger Einkommen beziehen als Väter und als Frauen ohne Kinder. Dies gelte

---

<sup>1</sup> Das Leitbild von Familie ist zu trennen von der Familiendefinition, die dieser Arbeit zugrunde liegt. Als gesellschaftliches Leitbild dessen, was Familie ist und worauf sich nahezu alle einigen können, gilt die Kernfamilie: Mutter, Vater und ungefähr zwei Kinder. Je mehr eine andere Lebensform dieser Zusammensetzung gleicht, desto eher wird sie als Familie wahrgenommen. Wie stark eine Konstellation von der idealen Kernfamilie abweichen kann, um dennoch als Familie wahrgenommen zu werden, variiert gesellschaftlich (Luck/Ruckdeschel, 2015, S. 74f).

<sup>2</sup> Dem Begriff liegt die Familiendefinition des Mikrozensus zugrunde: „Die Familie umfasst im Mikrozensus alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, das heißt Ehepaare, nichteheliche (gemischtgeschlechtliche) und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften sowie Alleinerziehende mit ledigen Kindern im Haushalt. Einbezogen sind – neben leiblichen Kindern – auch Stief-, Pflege- und Adoptivkinder ohne Altersbegrenzung. Damit besteht eine Familie immer aus zwei Generationen: Eltern/-teile und im Haushalt lebende ledige Kinder.“ (Statistisches Bundesamt, Glossar: Familie).

für ältere wie für jüngere Kohorten gleichermaßen. Die durchschnittliche Steigerung des Erwerbseinkommens von Frauen sei fast ausschließlich auf die gestiegenen Einkommen von Frauen ohne Kinder zurückzuführen. Die Autorinnen vermuten, dass sich dieser Trend in der Konsequenz der Corona-Krise weiter verschärfen wird, wenn die Politik nicht entschieden eingreift.

Die breite öffentliche und wissenschaftliche Debatte um Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsleben sowie um die doppelte Belastung von Frauen verweist auf die gesellschaftliche Relevanz des Themas. Doch wird mit familien- und arbeitsrechtlichen Maßnahmen zur Vereinbarkeit nicht zwangsläufig das Ziel verfolgt, die Einkommenseinbußen von Müttern zu verringern. Vor allem der Ausbau des Niedriglohnssektors und der Teilzeitarbeit in Form von Minijobs wird dahingehend als „riskante Beschäftigungsform“ (Klenner/Schmidt, 2012) gewertet. Dies führe zu einem Doppelverdiener\_innen-Modell, das lediglich eine modernisierte Form des einstigen Ernährer-Modells darstellt (Notz, 2016, ebd.).

Für viele Frauen stellt Vereinbarkeit von Familie und Beruf ein Problem dar, wenn es um dauerhafte, stabile finanzielle Eigenständigkeit geht (OECD, 2017; BMFSFJ, 2016, S. 11). Wurde diese politisch lange Zeit nicht gefördert, so änderte sich dies schrittweise in der 2000er-Jahren. Ein Wendepunkt war die Einführung des Elterngeldes im Jahr 2007 als eine einkommensabhängige Lohnersatzleistung, mit der knapp 70 Prozent des bisherigen Gehalts ersetzt werden. Sollte diese Maßnahme Frauen besser ermöglichen, in der Elternzeit finanziell unabhängig zu bleiben, war dieser Schritt dahingehend ein Novum, dass er keinen Nachteilsausgleich für gering verdienende Frauen mehr enthielt. Auth et al. (2010, S. 8) vertreten mit Blick auf die Gleichstellungspolitik seit den Nullerjahren die These, „dass die familien- und gleichstellungspolitischen Reformen in Deutschland [...] nicht für alle Frauen gleichermaßen Chancengleichheit und mehr Wahlfreiheit bedeuten. Stattdessen hat eine selektive Emanzipation stattgefunden, die mit mehr Gleichstellung für sozial besser gestellte Frauen einhergeht.“ Das Ziel, durch die

Einführung des Elterngeldes vor allem Akademikerinnen darin zu unterstützen, Kinder zu bekommen und in Elternzeit zu gehen, wurde durch die Bundeskanzlerin bekräftigt.<sup>3</sup> Im Jahr 2011 erfolgte die Anrechnung des Sockelbetrages des Elterngeldes von 300 € auf das Arbeitslosengeld II (ALG II) – zu Lasten von Müttern, die sich bereits am Rande des Existenzminimums befanden.

Die vorliegende Arbeit untersucht Vereinbarkeitsziele und -praktiken von Frauen mit Blick auf die Erhaltung finanzieller Unabhängigkeit. Finanzielle Unabhängigkeit meint eine ökonomische Situation, in der die Existenz eigenständig gesichert werden kann und im Fall von Trennung oder Scheidung nicht mit gravierenden finanziellen Einbußen gerechnet werden muss. Der Fokus liegt auf den Praxen und Alltagsproblemen der Vereinbarkeit<sup>4</sup> von Frauen aus den arbeitenden Klassen. Die Untersuchung rekonstruiert die subjektive Sicht von sechs Frauen unterschiedlicher Generationen auf die eigenen Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit. Klasse wird dabei als gesellschaftliche Position verstanden, von der unterschiedliche Ressourcen und praktische Möglichkeiten ausgehen, um die Anforderungen aus Familien- und Erwerbsleben zu bewältigen. Durch die Inkorporierung der Möglichkeiten und Hindernisse des jeweiligen sozialen Raumes geht von Klasse eine strukturgebundene Praxis aus (Bourdieu, 1987, S. 278ff) (siehe dazu Kapitel 3). Die generationsübergreifenden erzählten Praktiken und Vorstellungen ermöglichen es, die Frage danach zu stellen, wie sich die (erlebten) Situationen im Hinblick auf die veränderten

---

<sup>3</sup> „Bis jetzt ist Unterstützung von Familien eigentlich immer eine Unterstützung der bedürftigen Familien gewesen. Jetzt haben wir zum ersten Mal den Schritt gemacht, zu sagen: Egal, wie viel jemand verdient - die Entscheidung für ein Kind ist natürlich eine wunderschöne private Entscheidung, aber auch eine für die Gesellschaft bedeutende Entscheidung. Deshalb wollen wir nicht, dass mit dieser Entscheidung ein zu hohes Maß an Verlust des Lebensstandards verbunden ist. Deshalb geben wir für ein Jahr einen bestimmten Prozentsatz des letzten Gehaltes.“ (Merkel, 2006)

<sup>4</sup> Im Folgenden ist, wenn von „Vereinbarkeit“ ohne weitere Charakterisierung die Rede ist, immer die Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf gemeint.

Rahmenbedingungen seit den 1970er Jahren unterscheiden. (Un-)Vereinbarkeit ist kein neues Phänomen, vor allem für Frauen aus den arbeitenden Klassen. Für einige Frauen gilt heute zwar „Beruf kein Problem – Karriere schon eher“ (Abele, 2003). Doch welche Rolle haben Klassenprivilegien und -ressourcen dabei, ob eine Frau es schafft, Mutterschaft in zufriedenstellender Weise mit Beruf und finanzieller Unabhängigkeit zu vereinen?

Als Ursache des geringen Einkommens von Müttern in Deutschland gilt, dass die meisten Mütter in Teilzeit erwerbstätig sind. Mütter von Kindern im Vorschulalter waren 2016 in Deutschland durchschnittlich 17 Stunden pro Woche erwerbstätig (OECD, 2017, S. 24). Als häufigsten Grund für Teilzeitarbeit geben Frauen familiäre Verpflichtungen und die Pflege Angehöriger an (Wanger, 2015, S. 3). Vollzeit arbeitenden Frauen bleibt trotzdem der Großteil der Reproduktionsarbeit überlassen (Berghammer/Verwiebe, 2015, S. 122). Während Frauen der höheren (Gehalts-)Klassen in diesem Fall Haushaltshilfen und externe Kinderbetreuung finanzieren können, sind jene aus den arbeitenden Klassen häufig der doppelten Belastung aus Erwerbs- und Familienarbeit ausgesetzt. Entscheiden sie sich für ein Teilzeitmodell, reicht ihr Einkommen kaum zur eigenständigen Existenzsicherung aus. Diese klassengebundene Ausgangssituation wird in der Untersuchung als *strukturelle (Un-)Vereinbarkeit* von Familien- und Erwerbsarbeit bezeichnet. Damit wird begrifflich dem Umstand Rechnung getragen, dass sich individuelles Handeln im Rahmen struktureller Möglichkeiten bewegt und bewegen muss.

### *Gute Mütter, schlechte Mütter und die regulierende Kraft von Normen*

Die sozialistische Frauenrechtlerin Alexandra Kollontai fragte 1921: „Wie werden die Frauen die ewige Hausarbeit los, die nur unnötige Energien verbraucht? Diese Energien könnten die Frauen wirklich vernünftiger verwenden“ (Kollontai, 1977, S. 163). Gemeint war nicht, wie

Frauen die Hausarbeit an andere soziale Gruppen abtreten könnten, sondern wie sie sich aus der Situation befreien könnten, dass sie Hausarbeit erledigen, *weil* sie Frauen sind (und dadurch von anderen Tätigkeiten abgehalten werden). Simone de Beauvoir (1994 [1949], S. 860ff) vertrat die These, dass Mutterschaft in der bestehenden Ordnung Frauen so viele Nachteile bringt, dass sie sich nicht emanzipieren könnten – dies sei kein universales Gesetz, sondern die Folge davon, dass die Fürsorgetätigkeit hauptsächlich den Müttern überantwortet bleibt. Vieles von dem, was de Beauvoir beschreibt, hat sich für Frauen und Mädchen verbessert. „Im Bereich der Verteilung der familiären Haus- und Fürsorgearbeit allerdings hat sich nur wenig getan.“ (Schrupp, 2008, Abs. 6)

Nicht nur gesellschaftliche Strukturen führen dazu, dass Frauen, vor allem wenn sie eine Familie gründen, ‚die ewige Hausarbeit‘ nicht los werden. In den letzten Jahren ist eine neue Debatte um Mutterschaft entfacht, die dem gesellschaftlichen Leitbild der *guten Mutter* besondere Bedeutung in der Erhaltung traditionell-geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung beimisst. Dreßler (2018, S. 11) versteht Mutterschaft als kulturelles Deutungsmuster, das „weibliche Reproduktionsfähigkeiten mit Fürsorgekompetenzen und einer emotional starken Bindung zwischen Mutter und Kind [verknüpft].“ Aus Weiblichkeit wird demnach die natürlich-biologische Fähigkeit abgeleitet, Kinder emotional zu umsorgen und diese aus einem Mutterinstinkt heraus kompetent zu erziehen. Schrupp (2008, Abs. 13) stellt kritisch fest, dass das Ideal der *guten Mutter* vor allem danach fragt, welche mütterliche Praxis für die Gesellschaft, und nicht für die individuelle Mutter gut ist. Dreßler (2018, S. 1ff) und Notz (2016, S. 104) definieren das Ideal der *guten Mutter* kritisch als liebende Fürsorgebeziehung, in der die Mutter die Bedürfnisse des Kindes über die eigenen stellt, um das Wohl des Kindes zu garantieren. Diabeté (2015, S. 223) vermutet auf der Grundlage von Befragungsergebnissen, dass Frauen sich leicht dem gesellschaftlichen Vorwurf ausgesetzt sehen können, „Rabenmütter“ zu sein, wenn sie sich zu sehr auf das Berufsleben konzentrieren. Wurde bis Ende der 1970er-Jahre die Erwerbstätigkeit der Mutter allgemein als Gefährdung der

kindlichen Entwicklung gerahmt, wird heute von Müttern erwartet, dass sie erwerbstätig sind – und trotzdem ‚ausreichend‘ Zeit mit ihren Kindern verbringen. Diese Erwartungen vertragen sich demnach nicht mit der Vollzeit- oder vollzeitnahen Erwerbstätigkeit einer Mutter.

Verschiedene Autorinnen haben auf den Klassenbias der symbolischen Repräsentation *guter Mutterschaft* hingewiesen (z.B. Speck, 2016; Dreßler, ebd.). Eine ideale Mutter sollte einer Umfrage zufolge nachmittags zu Hause, gleichzeitig aber auch erwerbstätig und unabhängig vom Mann sein (Diabeté, 2015, S. 212). Ein solches Ideal ist für alle Mütter schwer zu erreichen, für Mütter aus niedrigen Gehaltsklassen ist finanzielle Unabhängigkeit in Teilzeit jedoch schier unmöglich. Gleichzeitig sind Frauen heute mit einer medialen Symbolisierung von Mutterschaft konfrontiert, in der alles möglich erscheint: Ihnen wird suggeriert, sie könnten als Mütter arbeiten und Karriere machen, sie könnten scheinbar problemlos Politikerinnen und Professorinnen werden – wenn sie ihr Leben nur in der richtigen Form planen. Es erscheint vermehrt als individuelle Entscheidung und Planungskompetenz der jeweiligen Mutter, wie sie ihr Familien- und Berufsleben vereint. Folgt man McRobbie (2010), setzt sich damit ein Deutungsrahmen durch, mit dem die „Auswirkungen von Klassendiskriminierung, Rassismus und der schieren Beständigkeit unüberwindbarer Hindernisse für Mädchen aus armen Verhältnissen“ (ebd., S. 110) in einkommensstarke berufliche Positionen zu gelangen, völlig aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwinden. Gelingt Müttern die Erfüllung der gesellschaftlichen Erwartungen nicht, sich nachmittags um den Nachwuchs zu kümmern und trotzdem finanziell unabhängig zu bleiben, könne dies schnell zum Sinnbild lediglich individueller Fehlplanungen werden.

Mit Blick auf die Frage, inwieweit es sich bei der Zurückstellung des Berufslebens hinter das Familienleben um eine freie Entscheidung handelt oder um die regulierende Kraft sozialer Normen, wird in der aktuellen feministischen Debatte um Mutterschaft betont, dass Vollzeit arbeitende Mütter unter erheblichem gesellschaftlichen Rechtfertigungsdruck stehen. Die „primäre Funktion“ des Ideals guter Mutterschaft

liege vornehmlich in der „Zuweisung familiärer Fürsorgetätigkeit [...] an Frauen“, so Speck (2016, S. 40).

### *Praxen und ihre Rahmenbedingungen – Kritische Psychologie*

Die klasseninhärenten Möglichkeiten und Einschränkungen systematisch mit den individuellen Praxen der (Un-)Vereinbarkeit in Beziehung zu setzen und dabei die Rolle der Normen um Mutterschaft zu untersuchen, ist Gegenstand dieser Arbeit. Das Ideal der *guten Mutter* in Kombination mit der Frage wie ‚die Frauen die ganze Hausarbeit loswerden sollen‘, wurden in der deutschsprachigen Forschung bisher wenig berücksichtigt. Als methodisch-theoretischer Zugang zu der Frage, wie und welche Möglichkeiten und Hindernisse der Vereinbarkeit die Interviewpartnerinnen erleben und bewerten, wird ein kritisch-psychologischer Zugang gewählt, dessen Grundgedanken in Kapitel 2 dargestellt werden. Dabei orientiert sich die Untersuchung an den Ausführungen zu Kritischer Psychologie nach Markard (2009) und Holzkamp (1985a) sowie diversen feministischen Weiterentwicklungen. Die besondere Bestimmung des Subjekts in der Kritischen Psychologie, die „gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit individueller Existenz“ (Markard, 2009, S. 178), verlangt in der Umsetzung, individuelles Handeln in seiner Vermittlung mit den jeweiligen gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen und den darin enthaltenen Möglichkeiten (und Hindernissen) zu untersuchen. Individuelles Handeln gilt Kritischer Psychologie als Zusammenspiel individueller Bedürfnisse, objektiver Möglichkeiten und Einschränkungen, deren (normativer) Repräsentation in Denkformen sowie deren Akzentuierung und Interpretation durch das Subjekt.

Kritische Psychologie positioniert sich ferner als Psychologie „für die Betroffenen“ (ebd., S. 277) und verfolgt das Ziel, Ergebnisse zu produzieren, die sich am Postulat der Aktionsforschung orientieren: die „Einheit von Erkennen und Verändern“ (ebd., S. 279). Forschungsergeb-

nisse sollen Betroffenen helfen, ein Stück weit Verfügung über die Gestaltungsmöglichkeiten der eigenen Lebensrealität zurückzugewinnen. In der vorliegenden Untersuchung wird die bewusst abstrakt gehaltene Bestimmung des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft für die Situation von Frauen aus den arbeitenden Klassen konkretisiert. Der Fokus liegt auf dem Spannungsverhältnis zwischen den fremdgesetzten Bedingungen, unter denen Frauen aus den arbeitenden Klassen Vereinbarkeit herstellen müssen und dem Ausloten von Möglichkeiten, Hindernisse zu überwinden und Vereinbarkeit nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten. Die Frage, welche *Praxen der (Un-)Vereinbarkeit* jeweils gewählt werden, wird konstant aus der Perspektive beleuchtet, ob und wie eine Überwindung restriktiver Verstrickungen möglich wäre.

### *Aufbau der Arbeit*

Nach der Einleitung führt das **Kapitel 2** in die Forschungsperspektive dieser Untersuchung ein: Kritische Psychologie ist die theoretische Brille, durch die sowohl auf die Bedingungen geschaut wird, unter denen Vereinbarkeit hergestellt werden muss, als auch auf die individuellen Antworten auf diese Bedingungen, die begrifflich als *Praxen der (Un-)Vereinbarkeit* gefasst werden. Im Zentrum steht dabei Grundannahme Kritischer Psychologie, dass individuelle Handlungen/Praxen als *Prämissen-Gründe-Zusammenhänge* aufzuschlüsseln sind – als ein Zusammenspiel von individuellen Bedürfnissen, Interessen und Wünschen (*Gründe*) auf der einen Seite und akzentuierten gesellschaftlichen Möglichkeiten und Einschränkungen (*Prämissen*) auf der anderen Seite (2.2). Im Weiteren wird das Verständnis der Kritischen Psychologie erörtert, dass sich Möglichkeiten und Einschränkungen durch die jeweilige *Lage* und *Position*, die eine Person in der Gesellschaft einnimmt, unterscheiden (2.3.). Dies wird durch feministische und intersektionale Perspektiven erweitert und

ergänzt (2.4). Abschließend werden weitere analytische Grundbegriffe Kritischer Psychologie eingeführt (2.5, 2.6).

In **Kapitel 3** werden diese Überlegungen anhand der Kategorien Klasse (3.1) und Geschlecht (3.2) konkretisiert und erweitert. Dies geschieht unter Rückgriff auf einen intersektionalen Mehrebenenansatz. Anhand der Forschungsliteratur wird ein Überblick darüber gegeben, wie Klassenlage und Geschlecht die jeweiligen Praxen und Erfahrungen rahmen und strukturieren. Klassen- und Geschlechterverhältnisse werden bestimmt und definiert.

Das **Kapitel 4** behandelt die Forschungslage zur Lebensrealität von Frauen aus den arbeitenden Klassen mit dem Fokus auf Frauen in heterosexuellen Beziehungen mit Kindern. Zunächst wird auf allgemeinere Aspekte der Lebensrealität von Frauen der arbeitenden Klasse eingegangen (4.1). Daran anschließend wird Mutterschaft aus klassenspezifischer Perspektive als *strukturelle Position*, *Leitbild* und *Bewertungsmuster* sowie individuelle Praxis beleuchtet (4.2). Abschließend wird die *strukturelle (Un-)Vereinbarkeit* für Frauen der arbeitenden Klassen seit den 1970er-Jahren bis heute in ihrer Kontinuität und ihrem Wandel dargestellt.

Im Anschluss an den theoretischen Teil widmen sich die beiden **Kapitel 5** und **6** den methodischen Aspekten dieser Untersuchung. Das **Kapitel 5** befasst sich erneut mit Kritischer Psychologie und stellt dar, wie sich aus deren kategorialen Grundlagen methodisch-methodologische Implikationen ergeben. Es widmet sich dabei der methodischen Möglichkeit einer intersektionalen Frauenforschung vom kritisch-psychologischen *Standpunkt des Subjekts* (5.1). Die idealtypischen Prinzipien subjektwissenschaftlicher Forschung sowie das idealtypische Konzept der Entwicklungsfigur werden dargestellt und erklärt (5.2). Ferner geht das Kapitel aus methodischer Perspektive auf das Verhältnis von Praxis (*Prämissen-Gründe-Zusammenhänge*) und Gesellschaft (*Bedingungs-Bedeutungs-Analyse*) ein (5.3). Abschließend werden die Ansprüche subjektwissenschaftlicher Theoriebildung und ihr Geltungsbereich definiert (5.4).

Das **Kapitel 6** stellt die praktische Umsetzung dieser Ideen dar, also das tatsächliche methodische Vorgehen. Dabei werden zentrale Aspekte wie Forschungsinteresse und Datengrundlage (6.1), Feldzugang und Datenerhebung (6.2) und die Perspektivität der verschiedenen Erzählsequenzen (6.4) geschildert. Die Methodenkombination mit der Grounded-Theory-Methodologie und die Entwicklung der Fragestellung werden geschildert (6.3).

Im ersten Kapitel des empirischen Teils, **Kapitel 7**, erfolgt die Vorstellung der Untersuchungsteilnehmerinnen. Dies geschieht anhand von Kurzbiographien sowie der Darstellung des Erstkontakts und der Interviewsituation.

Das **Kapitel 8** bilden die Einzelfallanalysen der transkribierten Interviews der sechs Interviewpartnerinnen. Die Erzählsequenzen zu Beruf, Mutterschaft und Vereinbarkeit werden zu Beginn jeder Fallanalyse dargestellt (1). Im Anschluss werden die Gespräche mit den kategorialen Grundlagen Kritischer Psychologie aufgeschlüsselt: Nach erlebten und gesehene Handlungsmöglichkeiten und -einschränkungen (2), nach Veränderungen und Verstrickungen in der Lage und Position der jeweiligen Interviewpartnerin (3), nach Denk- und Deutungsweisen im Hinblick auf Vereinbarkeit (4) und der Qualität und des Umfangs sozialer Beziehungen (5). Abschließend werden die jeweiligen *Praxen der (Un-)Vereinbarkeit* begründungstheoretisch reformuliert (6).

In **Kapitel 9** werden die Einzelfälle systematisch in Beziehung zueinander gesetzt, es erfolgen hier die einzelfallübergreifenden Analysen. Es wird gezeigt, welche unterschiedlichen Möglichkeiten und Einschränkungen der Erwerbstätigkeit mit Blick auf die jeweilige berufliche Position erlebt werden und wie sich subjektive und normative Verhältnisse zu Elternzeit und Mutterschaft auf die Praxis des Berufsausstiegs auswirken (9.1). Daran anschließend werden die Vorstellungen über die künftige Praxis mit der jeweils realisierten Praxis ins Verhältnis gesetzt und gezeigt, inwiefern sich *Unplanbarkeiten* in der Familiengründung zu Lasten mütterlicher Verein-

barkeit auswirken (9.2). Es wird erläutert, wie sich die Durchdringung der eigenen Problemlage in ihren strukturellen Aspekten auf die jeweilige Praxis auswirken kann (9.3). Abschließen wird auf die Relevanz unterstützender sozialer Beziehungen sowie gesellschaftlicher Teilhabe als wichtigste Ressource in der *Praxis der (Un-)Vereinbarkeit* eingegangen (9.4).

**Kapitel 10** fasst die zentralen Erkenntnisse in vier Punkten zusammen und formuliert Anchlüsse an aktuelle und vergangene Forschungsergebnisse.

Das **Kapitel 11** diskutiert die Ergebnisse der Untersuchung sowohl aus inhaltlicher (11.1) als auch aus methodischer (11.2) Perspektive.

Im letzten **Kapitel 12** werden die Ergebnisse aus gesellschaftspolitischer Perspektive und Konsequenzen für die psychosoziale Praxis vorgeschlagen.

## **2. Kritische Psychologie: Perspektive und theoretischer Rahmen der Untersuchung**

Die Untersuchung dessen, was in dieser Arbeit *Praxen der (Un-)Vereinbarkeit* genannt wird – die Aushandlungen um Vereinbarkeit zwischen Familien- und Erwerbsleben von Frauen aus Arbeitermilieus –, erfolgt aus der Perspektive der Kritischen Psychologie. Dieses Kapitel soll in den theoretischen Rahmen einführen. Es wird zu Beginn auf den kritisch-psychologischen Grundgedanken des *vermittelten Verhältnisses zwischen Subjekt, Erfahrung und Gesellschaft* eingegangen (2.2). Im zweiten Schritt werden die Gesellschaftskritik Kritischer Psychologie sowie deren Gesellschaftsbegriff dargelegt (2.3, 2.4), um von dort aus die Perspektive darzustellen, aus der Kritische Psychologie *Praxen und Erfahrung der Subjekte* aufschlüsselt. Zur Analyse subjektiver Problemlagen hat Kritische Psychologie theoretische Begriffe entwickelt und inhaltlich bestimmt, die der *Doppelbestimmung* (zwischen objektiver Bestimmtheit und subjektiver Bestimmung, s.u.) *menschlicher Lebensrealität* Rechnung tragen sollen (2.5). Abschließend wird die Relevanz biographischer Erfahrungen aus Sicht der Kritischen Psychologie dargelegt (2.6) und die Fragestellung vor dem Hintergrund des Dargestellten reformuliert (2.7).

### **2.1 Sprache und Begriffe Kritischer Psychologie**

Kritische Psychologie für Leser\_innen zu versprachlichen, die noch nie mit ihr in Berührung gekommen sind, stellt eine Herausforderung dar. Es finden sich Begriffe, die der evolutionären und archäologischen Forschung entnommen sind. Auch zur Aufschlüsselung aktueller empirischer Phänomene bietet Kritische Psychologie ein eigenes Begriffs-

repertoire, dem sich angenähert werden muss. Begriffe, die der Theoriesprache Kritischer Psychologie entstammen, werden kursiv geschrieben: Ob es nun *Bedingungen* oder *Bedeutungen* sind, mit denen das Subjekt konfrontiert ist, die *Prämissen* des Handelns, die *gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit individueller Existenzsicherung* oder *selbstbestimmte Verfügung über die Bedingungen der Lebenssicherung* – in den folgenden Kapiteln wird sukzessive ein Grundverständnis des Ansatzes und seiner Sprache vermittelt.

## **2.2 Vergesellschaftetes Subjekt**

### **2.2.1 Handeln und Erfahrung in Prämissen-Gründe-Zusammenhängen**

Den Kern menschlicher Subjektivität macht in der Kritischen Psychologie ihre Vergesellschaftung aus. Sie stellt eine psychologische Theorie dar, die das Subjekt, dessen Erfahrung und Handeln, radikal in der Vermittlung mit gesellschaftlichen Verhältnissen betrachtet. Die „individuelle Reproduktion des Individuums“ (Markard, 2009, S. 164) kann nur „als Teilhabe an gesellschaftlicher Produktion verstanden werden“ (ebd.). Menschliches Handeln und menschliche Erfahrungen haben demgemäß immer eine subjektive und eine objektive Seite: Zum einen, wie das Subjekt seine Welt erfährt, zum anderen, wie die Welt durch ihre Strukturen objektiv beschaffen ist. Menschliche Subjektivität bewegt sich im Spannungsfeld „von objektiver Bestimmtheit (Leben unter Bedingungen) und subjektiver Bestimmung (Einfluss auf Bedingungen)“ (Markard, 2009, S. 275).

Entsprechend schlüsselt Kritische Psychologie individuelle Praxen als *Prämissen-Gründe-Zusammenhänge* auf und setzt damit die subjektive und die objektive Seite in Beziehung: *Prämissen* repräsentieren dabei

die objektive bzw. die Weltseite, wie sie dem Subjekt gegeben ist (Möglichkeiten, die akzentuiert werden). *Gründe* repräsentieren die subjektive Seite (Wünsche, Bedürfnisse, Interessen). Wie Menschen handeln und welche Erfahrungen sie machen, ist ein Zusammenspiel von *Gründen* und *Prämissen*, von eigenen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Möglichkeiten, wie das Subjekt sie erlebt. Dabei stehen *Prämissen* weiterhin auf der Erfahrungsseite des Subjekts: Sie sind zwar gesellschaftliche Möglichkeiten und Einschränkungen (haben damit eine objektive Seite), jedoch in der Form, wie sie vom Subjekt erfahren werden (Markard, ebd., S. 172f). Handlungsmöglichkeiten sind dabei nicht für alle gleich. Sie sind entlang von Klassenverhältnissen, Geschlechterverhältnissen usw. strukturiert. Lebensbedingungen „bilden ein ‚Ensemble‘ von – klassen-, geschlechts- und nach ethnischen Kategorisierungen spezifischen – Handlungsmöglichkeiten und Behinderungen, in dem sich die Einzelnen bewegen.“ (ebd., S. 149)

Das Subjekt erfährt die objektive Welt in Form von Handlungsmöglichkeiten und -einschränkungen, die gedanklich abgebildet und emotional bewertet werden. Handlungsrelevante Ausschnitte der Welt werden zu Orten unmittelbarer Erfahrungen und bilden den analytischen Ausgangspunkt. Doch wie Erfahrungen und konkrete Situationen über gesellschaftliche Strukturen vermittelt sind, versteht Kritische Psychologie ebenfalls als Teil ihrer Analysen. Der Grundgedanke dabei lautet, dass man Erfahrungen besser verstehen kann, wenn man die Strukturen kennt, innerhalb derer sie gemacht werden. Gesellschaftliche Bedingungen treten dem Subjekt als *Bedeutungen* entgegen:

Wir fassen – natürlich gesellschaftstheoretisch auszuweisende – gesellschaftliche Bedingungen unter psychologischem Aspekten als Bedeutungen, das heißt als ein je zu bestimmendes Verhältnis von Handlungsmöglichkeiten und -beschränkungen, die das unter subjektiven Handlungsnotwendigkeiten stehende Individuum am Maßstab seiner

Interessen (,Gründe‘), wie sie ihm gegeben sind, akzentuiert (,Prämissen‘). Insofern lassen sich eben Handlungen als ‚Prämissen-Gründe-Zusammenhänge‘ aufschlüsseln [...]. (Markard, 2000, S. 235f)

Handlungen als *Prämissen-Gründe-Zusammenhänge* zu verstehen, bedeutet, dass die Möglichkeiten, die ein Subjekt auswählt, sowohl in der objektiven Gegebenheitsstruktur (*Bedingungen und Bedeutungen*) als auch in seinen Interessen, Bedürfnissen, Ängsten und Wünschen begründet sind.

### 2.2.2 Handlungsfähigkeit

*Handlungsfähigkeit* bezeichnet die jeweilige Beziehung der Einzelnen zu ihren Lebensbedingungen. Sie stellt die menschliche *Fähigkeit* dar, „im Zusammenschluss mit anderen Verfügung über meine jeweiligen individuell relevanten Lebensbedingungen zu erhalten“ (Holzkamp, 1985b, Abs. 3), sowie den *kollektiven Zustand* „gesamtgesellschaftlich vermittelte[r] Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen“ (ebd., 1985a, S. 239). Im Fokus steht dabei ein Menschenbild, in dem der Mensch

nicht ‚zufrieden‘ [ist], wenn er bloß seine je aktuellen Bedürfnisspannungen, etwa Hunger oder Sexualität, reduzieren kann, sondern er erreicht ein erfülltes, befriedigtes Dasein nur, wenn er die Möglichkeit der Befriedigung seiner Bedürfnisse in der Perspektive eines vorsorgend abgesicherten individuellen Daseins antizipieren, d. h. aber im Prozeß der *Beteiligung* an der Verfügung über gesellschaftliche Lebensbedingungen seine Handlungsfähigkeit entfalten kann. (Holzkamp, 1984a, S. 9)

Der voll handlungsfähige Mensch stellt eine utopische Potenzialität dar, die auf gesellschaftstheoretischer Ebene nach den Voraussetzungen ihrer Realisierung fragt, und auf psychologischer Ebene einen Zustand von „Angstfreiheit“ (ebd.) und „Sinnlichkeit“ (ebd.) bedeutet.<sup>5</sup> Empfinden die Betroffenen Leid und Angst, so wird mit dem Begriff der Handlungsfähigkeit im Hinblick auf das konkrete Problem danach gefragt, ob und in welcher Form diese beschnitten ist und welche Möglichkeiten bestehen, kollektiv-vorsorgende Teilhabe zu erweitern (s.u.).

Hier wird danach gefragt, inwieweit Lebensbedingungen die Handlungsfähigkeit beschneiden und somit die Betroffenen u.U. verängstigen, isolieren und beschränken. Die Forschungsperspektive richtet sich darauf, gemeinsam mit den Betroffenen nach Möglichkeiten zu suchen, vermehrt über die Bedingungen des eigenen Lebens zu verfügen. Durch gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse wird die Suche nach und Umsetzung von Alternativen jedoch als widersprüchlicher Prozess erachtet.

## **2.3 Gesellschaftstheoretische Ebene**

### **2.3.1 Handlungsfähigkeit in kapitalistischen Gesellschaften**

Ausgangspunkt bildet der Umstand, dass Menschen infolge gesellschaftlicher Macht- und Ungleichheitsverhältnisse unterschiedliche Möglichkeiten haben, die eigenen Lebenssituationen zu beeinflussen. Gesellschaftliche Verhältnisse sind dabei als kapitalistische Verhält-

---

<sup>5</sup> Trotz ihres utopischen Gehalts ist volle Handlungsfähigkeit insofern Realität, als dass sie dem *Potenzial der menschlichen Natur*, wie sie die Kritische Psychologie in der historisch-empirischen Analyse menschlicher Entwicklung offenlegt, entspringt und innewohnt (Holzkamp, 1985a, S. 180ff).

nisse bestimmt – in Abgrenzung zum Feudalismus und anderen Gesellschaftsformationen:

So ist die ‚Gesellschaftsform‘ ‚Kapitalismus‘ eine andere als der mittelalterliche ‚Feudalismus‘, und die Arten und Weisen, wie die Gesellschaft in Klassen und Schichten unterteilt ist, wie die Menschen arbeiten und wie sie miteinander umgehen, sind entsprechend verschieden. (Markard, 2009, S. 42)

‚Der Kapitalismus‘ ist nur abstrakt zu bestimmen. Die allgemeine Bestimmung sagt dabei wenig über die konkreten Lebensverhältnisse in Deutschland aus: „Die Lebensverhältnisse, die für die ‚Lage der arbeitenden Klasse in England‘ [...] bestimmend waren, sind nicht dieselben wie die heutigen oder die vor 30 Jahren in Dänemark oder Portugal; die Lebensverhältnisse in Rumänien heute wiederum unterscheiden sich deutlich von denen im gegenwärtigen Deutschland“ (Markard, 2009, S. 154). Kapitalismus weist lokal und historisch unterscheidbare Erscheinungsformen auf, „regional und national eigenständige Umsetzungsformen“ (Röttger, 2008, Sp. 231), „wechselnde Formen internationaler Arbeitsteilung sowie spezifisch[e] national[e] Kräfteverhältnisse“ (ebd., Sp. 227). Als solche Erscheinungsformen können beispielsweise Fordismus, Postfordismus und Neoliberalismus (Markard, ebd.), sowie die im Zuge der Globalisierung verstärkte Tendenz der Verlagerung eines innernationalen Klassengegensatzes hin zum internationalen Gegensatz zwischen dem globalen Norden und dem globalen Süden verstanden werden (Castro Varela/Dhawan, 2015, S. 85f).

Ausgangspunkt der Analyse von Handlungsfähigkeit ist immer ein lebenspraktisches Problem. Vom jeweiligen Problem aus – im Fall dieser Untersuchung das Problem der (Un-)Vereinbarkeit zwischen Familien- und Erwerbsarbeit – wird problemzentriert zu gesellschaftlichen Verhältnissen ‚hochkonkretisiert‘ (Markard, ebd., S. 268): Welche *Bedingungen* beeinflussen die Erfahrungen und bestehen

Möglichkeiten auf diese (einschränkenden) *Bedingungen* Einfluss zu nehmen? Die analytische Bewegung erfolgt im Idealfall dialektisch, da Möglichkeiten und Einschränkungen den Betroffenen einerseits objektiv gegeben sind (in „lage- und positionsspezifischen Lebensbedingungen“) (Holzkamp, 1985a, S. 343). Andererseits sind die eingeschlagenen Wege und die erlebten Handlungsmöglichkeiten Ergebnis „subjektiver Interpretation[en]“ (Markard, ebd. S. 240).

### **2.3.2 Vermittlungsebenen zwischen Subjekt und Gesellschaft: Lage und Position**

Kritische Psychologie geht davon aus, dass die objektiven Möglichkeiten eines Menschen durch seine *Lage* und *Position* strukturiert sind. Das jeweilige Problem wird über *Lage* und *Position* in einen gesellschaftlichen Kontext gesetzt. Es wird dem Umstand Rechnung getragen, dass die Möglichkeiten gesellschaftlicher Teilhabe und gesellschaftlichen Einflusses (*Handlungsfähigkeit*) nicht für alle Menschen dieselben sind. *Position* meint dabei

den ‚Inbegriff unterschiedlicher notwendiger und aufeinander bezogener Teilarbeiten‘ (wie ‚Berufe‘, ‚Stellungen‘) und die damit verbundenen Möglichkeiten und Begrenzungen des Einflusses, den ein Individuum – ggf. im Zusammenschluss mit anderen – auf seine Lebensumstände nehmen kann. (Markard, ebd., S. 150)

Während *Position* beruflich definiert wird, ist *Lage*

analytisch auf die Reproduktion und auf entsprechende Handlungsmöglichkeiten (bzw. -einschränkungen) gerichtet [...]: Es geht um sexuelle und familiäre Beziehungen, Freundschaften oder Vereinzelung und damit gegebene

Kooperationen, aber auch Konkurrenz, das Zurechtkommen mit praktischen Anforderungen etc. (ebd. S. 184)

*Lebenslage* als analytische Kategorie umfasst die Einbindung jener überschüssigen Aspekte der Lebensgestaltung, die sich im subjektiven Außerhalb der Position abspielen. Sie geht über die Position hinaus, da sie auch Bereiche des Lebens umfasst, die „,zwar von der Position und ihrer individuellen Realisierung ausgehen, aber nicht darin aufgehen“ (Holzkamp, ebd. S. 197): Haushalt, ‚Freizeit‘, Liebesbeziehung, Erziehung, Hobby, Arbeit in Vereinen oder Parteien etc.“ (Markard, ebd., S. 150)

In der Analyse der jeweiligen Problemsituation wird nach den Anforderungen und Möglichkeiten gefragt, wie sie sich aus der *Lage* und der *Position* für die Einzelnen ergeben. Welchen Beruf übt die jeweilige Frau beispielsweise aus? Wie sind die Arbeitszeiten und bestehen Bezüge für die jeweilige Lebensproblematik? Eine Krankenpflegerin im Schichtdienst zum Beispiel hat oft nicht die Möglichkeit, denselben wöchentlichen Termin wahrzunehmen, da die Arbeitszeiten sich von Woche zu Woche ändern. Sie hat jedoch wahrscheinlich Kontakt zu Ärzt\_innen und Psycholog\_innen, die eher prestigeträchtige gesellschaftliche Positionen einnehmen. Für bessere Arbeitsbedingungen zu streiken, ist wiederum für eine Krankenpflegerin kompliziert.

Mit Blick auf die Lebenslage könnte gefragt werden, wie es um ihre sozialen Beziehungen steht, ob sie in einer Partnerschaft lebt und ob sie Kinder hat? Wer trägt die Hauptverantwortung für die Kinder? Ist die Partnerschaft erleichternd oder belastend? Pfl egt sie Freundschaften und welche Rolle spielen diese im Alltag? Wird der Alltag durch Institutionen kontrolliert (sozialarbeiterische Dienste, Jobcenter oder Arbeitsagentur, Jugendämter usw.)? Wie äußert sich die finanzielle Situation? Wie ist die gesellschaftliche Einbindung, z.B. in Vereinen, Clubs, Parteien?

Sowohl der Arbeitsmarkt (*Position*) als auch die *Lebenslage* sind strukturiert durch soziale (Ungleichheits-)Kategorien (Winker/Degele, 2009, S. 25ff). *Typische*<sup>6</sup> Positionen und Lebenslagen sind auch Produkt sozialer Ungleichheit. Bei Markard finden sich entsprechende Überlegungen, wenn er hervorhebt, dass

Formen, unter denen Menschen, Kinder, Jugendliche Verfügung über ihre Lebensumstände zu erreichen versuchen, [...] je nach gesellschaftlicher Lage, Situation, Klasse, ‚Ethnie‘, Geschlecht und deren subjektiver Interpretation sehr verschieden [sind]. (Markard, 2009, S. 240)

Betrachtet man alleinerziehend zu sein als spezifische Lebenslage, so ist diese für Frauen wahrscheinlicher als für Männer (Familienreport, 2017, S. 18). Lebensproblematiken sind über weitere Differenzkategorien vermittelt. Sie sind entsprechend für Frauen mit Migrationshintergrund, arme Frauen oder Frauen mit Behinderungen verschieden. Der Inhalt *lage- und positionsspezifischer Nahelegungen* ist intersektional strukturiert. Um diese zu verstehen, gilt es, die aktuelle *Lebenslage* und *Position* auch nach Rassismus-, Sexismus- und anderen Ausschlusserfahrungen hin zu untersuchen. Hier benötigt die Forscherin theoretisches Wissen, das über die skizzierten gesellschaftstheoretischen Bezüge Kritischer Psychologie hinausgeht und diese konkretisiert. Dazu wurde ein intersektionales Paradigma gewählt (Kap. 2.4.2).

Lebensbedingungen sind – auch bei ähnlicher Lage und Position – nie genau gleich. Sie rahmen zwar Handlungsmöglichkeiten und -einschränkungen, individuelle Handlungsweisen sind aus ihnen jedoch nicht direkt ableitbar. Darüber hinaus können aus derselben Position und ähnlicher Lebenslage heraus je nach Denkform, Bedürfnissen, Interessen und anderen Aspekten unterschiedliche Handlungsoptionen

---

<sup>6</sup> Sich wiederholende Lebenslagen und Positionen entlang sozialer Kategorien.

zur Prämisse werden (zu *Prämissen-Gründe-Zusammenhängen* vgl. Kap. 5.2)

## 2.4 Gesellschaftstheoretische Erweiterungen

### 2.4.1 Feministische Perspektiven

Kritische Psychologie analysiert die Verwobenheiten subjektiver Handlungsfähigkeit mit Macht- und Herrschaftsstrukturen im Kapitalismus. Während *Lage* und *Position* Vermittlungskategorien zwischen Mensch und Gesellschaft darstellen, werden andere Differenzkategorien, wie bspw. Geschlecht, nicht systematisch berücksichtigt. Zwei Jahre nach dem Erscheinen von Holzkamps *Grundlegung der Psychologie* (1985a) haben Haug und Hauser (1985, 1986) in der Reihe *Frauenformen*, die die Vergesellschaftung von Frauen untersucht, zwei Bände zur *Kritischen Psychologie der Frau (I + II)* herausgegeben. Dabei war das Ziel, mit den Kategorien der Kritischen Psychologie zu einer Selbstklärung beizutragen: die eigene Unterdrückung zu verstehen und weibliche Vergesellschaftung als wesentlichen Bestandteil der Produktion und Reproduktion des asymmetrischen Geschlechterverhältnisses zu analysieren. Die eigenen Verstrickungen sollten mit Hilfe der Kritischen Psychologie sichtbar und überwindbar werden. Sie unternahmen damit einen ersten Versuch, „die Fruchtbarkeit kritisch-psychologischer Kategorien für feministische Forschung zu erschließen.“ (ebd., 1986, S. 5) Sie heben hervor:

Unser Handwerkzeug sind [...] Kategorien aus der Kritischen Psychologie [...]. Sie haben den Nachteil, sehr abstrakt zu sein, die Fragen unseres Alltages nicht unmittelbar aufzuschließen. [...] Der größere Vorteil der Kategorien aber ist, dass sie geeignet sind, die Vorgänge in

der jeweiligen einzelnen ebenso zu untersuchen, wie jeweils die Verknüpfungen zum gesellschaftlichen Ensemble zu leisten. Sie schützen uns davor, im ‚Inneren‘ von Personen steckenzubleiben. Statt dessen können wir Ernst machen mit der Behauptung, dass das menschliche Wesen dem Einzelnen nicht innewohnt, sondern selbst das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse ist. (ebd.)

Später entwickelte Haug (1990, 1999) einen eigenen Ansatz der *Erinnerungsarbeit*, in dem sie den für die damalige Zeit typischen Selbsterfahrungsansatz aus der Frauenforschung und Aspekte der Kritischen Psychologie verbindet. Sie macht u.a. darauf aufmerksam, dass sowohl die Lebensbedingungen als auch deren Bedeutungsbezüge *geschlechtsspezifische* Anteile haben, nach denen sie aufgeschlüsselt werden müssten, diese also *lage- und positionsübergreifend* sein können:

Orientierung bieten Normen und Werte, gesellschaftlich anerkannte Bedeutungen, die für Frauen ein Subsystem unter dem allgemein gültigen Orientierungssystem bilden. In dieser Weise hantieren sie immer mit zwei Ordnungssystemen [...]. So z.B. bezieht sich Moral für Männer zumeist auf Politik und Geschäft, für Frauen auf Körper und Sexualität - dennoch wissen auch Frauen, dass es unmoralisch ist, einen Scheck zu fälschen. (Haug, 1999, S. 64)

Auch in Bezug auf Handlungsfähigkeit formuliert Haug die Annahme, dass als Frau „unter Herrschafts- und Machtverhältnissen und -beziehungen Schädigungen erfahren werden, welche den tatkräftigen Einsatz für die Änderung solcher Lebensbedingungen erschweren bis verunmöglichen.“ (ebd., S. 69) Dies würde bedeuten, dass die Einflussmöglichkeiten durch die weiblichen Lebensbedingungen systematisch beschränkt werden. Geschlechtsspezifische Erfahrungen können mit Kritischer Psychologie zwar durchaus gedacht werden, sind jedoch

nicht per se in ihr angelegt, es benötigt dazu Theorie. Bei Haug und Hauser (1985) wird das Geschlechterverhältnis als Produktionsverhältnis und kulturelle Praxis gedacht, in dem Frauen durch ihr Geschlecht doppelt unterdrückt werden. Frauen seien eine durch das Zusammenspiel von Kapitalismus und Patriarchat eigenständig unterdrückte „Klasse“ (ebd., S. 17).

Problematisch bleibt, dass sie von der Vorstellung einer allgemeinweiblichen Erfahrung ausgehen, die alle Frauen betrifft. Herrschaftsverhältnisse neben Geschlecht und Kapital bleiben theoretisch unberücksichtigt. Weibliche Unterdrückungserfahrungen unterscheiden sich jedoch in Abhängigkeit von anderen sozialen Kategorien: Black and Women of Colour<sup>7</sup> haben in den USA als erste darauf hingewiesen, dass *weibliche Unterdrückungserfahrung mitunter sehr vielfältig sind, je nach race und class* (vgl. Kap. 2.4.2). Trotz dieser Problematik sind Haug und Hauser die ersten, die unter Hinzunahme feministischer Theorie Kritische Psychologie anwenden, um weibliche Erfahrung aufzuschlüsseln.

Ein weiterer Gegenstand feministischer Auseinandersetzungen ist die *funktional-historischen Analyse* der Kritischen Psychologie (Markard, 2009, S. 110ff). Den Zustand vollkommener Vergesellschaftung und somit auch die Möglichkeit bewusster, selbstbestimmter Verfügung über dessen Bedingungen (*verallgemeinerte Handlungsfähigkeit*) erfährt in der funktional-historischen Analyse der Entwicklung des Psychischen die *Lebenssicherung* (dies entspricht auf gesellschaftlichem Niveau der Produktionsweise), während die *Sexualität/Fortpflanzung* „unspezifisch biosozial“ (Holzkamp, 1985a, S. 221) bleibt. Entsprechend bleibt dem Funktionskreis *Sexualität/Fortpflanzung* etwas Naturhaftes, auch nach dem *gesellschaftlichen*

---

<sup>7</sup> Black and People of Colour ist eine Selbstbezeichnung für Menschen mit Rassismuserfahrungen, die nicht als *weiß* wahrgenommen werden. Das hier verwendete Women bezieht sich explizit auf Frauen mit Rassismuserfahrungen. *Weiß* bezeichnet hierbei keine Hautfarbe, sondern Privilegien und Vorherrschaft, die mit der Hautfarbe einhergehen und wird deshalb kursiv geschrieben.

*Umschlag*.<sup>8</sup> Rommelspacher (1991) bringt sowohl Sexarbeit/Prostitution als auch traditionelle, jahrtausendealte Endo- und Exogamieregeln, die gesellschaftlich festlegen, wer wie heiraten darf, als Beispiele für die gesellschaftliche Durchdringung der Sexualität ins Spiel. Rommelspacher setzt auf gesellschaftlichem Niveau den Funktionskreis der Sexualität mit dem Bereich der Reproduktion (vs. Lebenssicherung = Produktion) gleich und kommt zu dem Schluss, dass bei Holzkamp die Familie ein „von anderen Lebensgebieten isolierter Intimraum [ist], in dem nur Unmittelbarkeit (GdP, 480ff) gelebt werden kann, in dem Gegebenheitszufälle herrschen, die nicht von der gesellschaftlichen Situation ableitbar sind.“ (ebd., S. 43) Es ist nicht eindeutig, was genau den Funktionskreis der *Fortpflanzung/Sexualität* auf gesellschaftlichem Niveau bei Holzkamp ausmacht. Durch diese Uneindeutigkeit bleibt Sexualität in der Tat theoretisch schwammig bestimmt. Rommelspacher vereindeutigt und legt negativ aus, was bei Holzkamp uneindeutig bleibt. Es ist aber diese Ungenauigkeit der Kritischen Psychologie, die zu Problemen führt. Sie kann durchaus verstanden werden als ungenügende Bemühungen darum, das Geschlechterverhältnis in seiner eigenständigen Dimension zu erfassen. Bei genauer Betrachtung dessen, was die Kritische Psychologie unter individueller Lage fasst, wird deutlich, dass auch die Qualität familiärer Beziehungen dazu gehört. *Lage* wird dabei als durch die gesellschaftlichen Position bestimmt aufgefasst (Markard, 2009, 183f). Rommelspacher (1991) verweist darauf, dass Produktions- und Reproduktionssphäre voneinander abhängig sind. Das jeweils eine besitzt eine Funktion für das jeweils andere, „der Zweck der Produktion ist die Reproduktion und Zweck der Reproduktion ist die Produktion“ (ebd. S. 44). Rommelspacher schließt jedoch mit einer

---

<sup>8</sup> Kritische Psychologie spricht im Hinblick auf die menschliche Entwicklung vom Umschlag der evolutionären hin zur gesellschaftlichen Form der Lebensgewinnung, wie sie heute gilt. Die gesellschaftliche Form der Lebensgewinnung hat primär zur Folge, dass die Bedingungen der Lebensgewinnung (Lebensbedingungen) nicht mehr primär natürlicher Art sind, sondern gesellschaftlich produziert werden (Markard, 2009, S. 143).

Reihe neuer Fragen ab, die sich die Kritische Psychologie zu stellen habe, um produktiv für feministische Forschung zu sein. Damit macht sie gleichzeitig deutlich, dass Frauenforschung nicht kategorisch durch den theoretischen Rahmen der Kritischen Psychologie ausgeschlossen ist.

Auch bei Sieben/Kalkstein<sup>9</sup> (2015) und Kalkstein (2016) stehen die funktional-historische Analyse, die Trennung der Funktionskreise und der daraus sich ergebende *unspezifisch biosoziale Charakter* der Sexualität im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen. An der funktional-historischen Rekonstruktion zur Menschwerdung wird problematisiert, dass die Ausführungen über die Sexualität „nur als Nebenbemerkungen [...] hinzugefügt“ (Sieben/Kalkstein, ebd., S. 236) werden und eine „systematische Behandlung der Themen“ (ebd.) im funktional-historischen Sinne nicht erfolgt. Sowohl bei Sieben/Kalkstein (2015) als auch bei Kalkstein (2016) finden sich jedoch Explikationen einer produktiven Lesart Kritischer Psychologie, die ich im Folgenden weiter ausführen möchte, da diese Lesart auch die Grundlage dieser Arbeit darstellt. Ausgangspunkt dieser Lesart stellt die Verwerfung der These dar, der Mensch sei nur im Hinblick auf die Lebenssicherung voll handlungsfähig, während die Handlungsfähigkeit in Bezug auf Sexualität und Fortpflanzung biologische Schranken aufweise. Diese Schranke äußert sich dann für Holzkamp folgendermaßen: „Hier [bei den sexuellen Orientierungsbedeutungen, FK], sind es ganz bestimmte figural-qualitative Merkmalskombinationen am menschlichen Körper und an seinen Bewegungen, die als ‚Träger‘ von Sexualbedeutungen ausgegliedert sind oder werden, wobei die Rahmencharakteristika solcher Merkmalskombinationen offensichtlich biologisch präformiert sind und lediglich subsidiär, also innerhalb

---

<sup>9</sup> Eine Ausführliche Auseinandersetzung mit der funktional-historischen Rekonstruktion der Sexualität/Fortpflanzung bei Holzkamp (1985a) und Holzkamp-Osterkamp (1976, 1977) findet sich ebenfalls bei Sieben (2014). Sieben kritisiert, dass entgegen des Anspruchs der Kritischen Psychologie die Begrifflichkeiten im Bereich Fortpflanzung/Sexualität „ahistorisch“ (ebd., S. 449) bleiben.

dieses Rahmens gesellschaftlich zu modifizieren sind.“ (ebd., S. 258). Unter Bezugnahme auf Holzkamps Konsequenz, sexuelle Aktivitäten seien eben „natürliche Aktivitäten bloß sozialer Art“ (ebd., 219) und besäßen einen *unspezifisch biosozialen Charakter*, wirft Kalkstein (2016) folgende Fragen an die Kritische Psychologie auf:

Wo genau liegen die biologischen Grenzen der Sexualität? Ist Begehren tatsächlich biologisch festgelegt? Und welches Begehren soll das dann sein? [...] Unterstellt man der Sexualität [...] etwas Naturhaftes, so muss doch die Frage aufgeworfen werden, worin sich diese Natürlichkeit äußert. [...] Wie ist also der biologisch festgelegte Rahmen gesteckt, der laut Holzkamp unsere Sexualität bestimmt? Ich möchte hier die Frage aufwerfen, ob nicht gerade Begehren etwas autark Erlerntes ist, welche Körperteile wie und von wem mit [...] Bedeutung aufgeladen werden, wer wen auf welche Art und Weise zu begehren hat, wird gesellschaftlich kanalisiert und sanktioniert. Begehren ist außerdem vielfältig und kann sich im Laufe des Lebens ändern. (ebd., S. 127)

Handlungsfähigkeit, die auch dadurch bestimmt ist, dass man selbstbestimmt vorsorgend über die *Quellen* der jeweiligen Bedürfnisbefriedigung verfügt, kann in Bezug auf sexuelle Bedürfnisse im engeren Sinne tatsächlich nicht angewandt werden, denn die ‚Quelle der Bedürfnisbefriedigung‘ ist hier in der Regel ein anderer Mensch. Wir können zwar über die Bedingungen unserer Sexualität und Vergeschlechtlichung sowie der gesellschaftlichen Organisation der Reproduktionsarbeit verfügen, jedoch nicht – zumindest nicht im emanzipatorischen Verständnis – über die Quellen der Befriedigung unserer sexuellen Bedürfnisse. Kalkstein zeigt auch, was Handlungsfähigkeit für Sexualität/Geschlechtlichkeit bedeuten könnte:

Sexualität [ist] unweigerlich geprägt durch die Entwicklung von Verhütungsmitteln, der Möglichkeit von Schwangerschaftsabbrüchen, künstlicher Befruchtung,

Leihmutterschaft, Sterilisationen etc. All diese Entwicklungen ermöglichen es Menschen, sich zu ihren Fortpflanzungsbedingungen zu verhalten. (ebd., S. 128)

Es ist also durchaus möglich, geschlechtsspezifische Lebensbedingungen auszumachen, sich zu diesen zu verhalten und die Bedingungen – bis in die ‚natürlichsten‘ Momente der Sexualität hinein – zu verändern. Geschlechtsspezifische Sozialisation und die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Vergeschlechtlichung stattfindet, sowie die Arten und Weisen geschlechtsgebundener Nahelegungen können in dieser Lesart durchaus Gegenstand kritisch-psychologischer Forschung sein. Haug und Hauser (1985; 1986) haben gezeigt, dass feministische Frauenforschung mit der Kritischen Psychologie durchaus möglich ist.

Die dargestellte Kritik an der Tendenz zur Reduktion von Gesellschaft auf das lediglich Ökonomische sowie zur Biologisierung der Geschlechterverhältnisse ist nicht vollständig von der Hand zu weisen. Es ist jedoch gerade das materialistische Verständnis der menschlichen Psyche, das der Kritischen Psychologie eine besondere Stellung innerhalb kritischer Psychologien einräumt und das es lohnenswert erscheinen lässt, die Möglichkeiten feministisch-intersektionaler Forschung zu erproben. Feministische Forschung und Frauenforschung, die das menschliche Sein und die menschliche Subjektivität völlig losgelöst von den Produktionsverhältnissen betrachtet, läuft Gefahr, sich von neoliberaler Ideologie vereinnahmen zu lassen (Fraser, 2009; Erel et al. 2007). Vergleichbar mit der Freudschen Psychoanalyse, die durchaus für feministische Ansätze fruchtbar gemacht wurde (vgl. Benjamin, 1990; Irigaray, 1977; Butler, 1991), halte ich dies auch mit der Kritischen Psychologie für möglich. In dieser Untersuchung wurde sich für einen intersektionalen feministischen Ansatz entschieden, der im nächsten Kapitel erörtert wird.



## 7. Vorstellung der Teilnehmerinnen

In diesem Kapitel werden die Interviewpartnerinnen anhand von Kurzbiographien vorgestellt. Einleitend wird dargestellt, wie der Kontakt entstanden ist und in welcher Lebenssituation sich die Interviewpartnerin zum Zeitpunkt des Interviews befand.

### 7.1 Julia (Kürzel: J)<sup>34</sup>, Rentnerin, 66 Jahre<sup>35</sup>

Julia lernte ich auf einem Frauenfrühstück in Großstadt-A kennen. Ich besuchte das Frauenfrühstück, da ich auf der Suche nach Interviewpartnerinnen war. Es fand in einem Arbeiter\_innenviertel der Großstadt statt. Julia ist eine zierliche ältere Frau und ein „jugendlicher Typ“ (J, 30:10), wie sie selbst sagt. Als ich ankam, stand sie draußen und rauchte. Im Laufe ihres Lebens ist Julia vielen verschiedenen Arbeiten nachgegangen. Ausgebildet ist sie als Speditionskauffrau. Sie lebt alleinstehend in einer kleinen Eigentumswohnung im Dachgeschoss und hat zwei erwachsene Söhne. Der Jüngere (34 Jahre) ist vor kurzem zu ihr in ihre Wohnung gezogen.

#### 7.1.1 Kurzbiographie

Julia wurde 1949 als einziges Kind eines Fleischermeisters und einer Rechtsanwaltsgehilfin in Großstadt-A geboren. Ihre Kindheit war durch die westdeutschen Nachkriegsjahre geprägt. Ihre Mutter hatte im Zweiten Weltkrieg vier Kinder und ihren ersten Ehemann verloren. Sie wird in Julias Erzählungen als überprotektiv, ängstlich, aber auch kalt

---

<sup>34</sup> Alle Kürzel sind im Anhang einzusehen.

<sup>35</sup> Alter und Status zum Zeitpunkt des Interviews.

beschrieben. Ihr zweiter Ehemann war Julius Vater. Die Familie war „sehr arm“ (J, 3:11) und sparsam. Mangel, Disziplin und Askese spielten in Julius Kindheit eine große Rolle. Die Eltern waren Mitglieder der Neuapostolischen Kirche (NAK) und das Familienleben war streng nach der religiösen Orientierung der Eltern ausgerichtet. Die Kirchenbesuche und der Zwang, der von dem Glauben ausging, prägten und bedrückten die Kindheit. Nach der Grundschule besuchte Julia ein Gymnasium, ging jedoch nach der 10. Klasse ab und verweigerte den elterlichen Wunsch, das Abitur zu machen – sie sollte Beamtin werden. Julia selbst wollte Lehrerin werden, aber „das ging eben nicht, weil meine Eltern das nicht wollten, dass ich studiere.“ (J, 2:29f) Den Wunsch, Erzieherin zu werden, „hat man mir auch verwehrt.“ (J, 2:31) Mit 16 Jahren begann sie eine Lehre als Speditionskauffrau. In der Klasse waren wenige Mädchen. Nach anderthalb Jahren wechselte sie die Klasse, um die Ausbildung schneller abschließen zu können, und war das einzige Mädchen in der Ausbildungsklasse. Nach der Lehre erhielt sie für die damaligen Zeiten als junge Frau eine gute Stelle, sie hatte Verantwortung für eine kleine Abteilung. Auf den Druck ihrer Mutter und ihres Partners, mit dem sie zusammenwohnte, gab sie die Stelle jedoch auf, da beide Unverständnis darüber äußerten, dass Julia teilweise längere Arbeitszeiten hatte als ihr Partner. Sie suchte sich eine neue Anstellung und lernte einen neuen Partner kennen, der ihr Ehemann wurde. Sie heiratete mit 22 Jahren. Nach der Hochzeit ging ihr Mann „zur Konkurrenz“ (J, 4:33) und für die Führung des Großhandels stand fest, dass auch Julia gehen muss. Sie und ihr Mann zogen seiner neuen Stelle in einem 600 Kilometer entfernten Ort nach. Julia wurde dort seine Sekretärin. Ihr Arbeitsumfang betrug jetzt nur noch 25 Stunden in der Woche und sie kümmerte sich um den Haushalt. 1973 wurde ihr erster Sohn geboren, die Schwangerschaft verlief kompliziert. Ihr Mann entwickelte in dieser Zeit ein Alkoholproblem. Als das Kind ein halbes Jahr alt war, gingen sie wieder nach Großstadt-A zurück und Julia ließ sich nach fünf Jahren Ehe scheiden. Als ihr Sohn ein Jahr alt war, begann sie als alleinerziehende Mutter wieder ganztägig in der

Spedition zu arbeiten. In dieser Zeit lernte sie ihren zweiten Ehemann kennen. Sie heirateten 1975 und entschieden sich für ein gemeinsames Kind. Mit 28 Jahren wurde Julia erneut Mutter. Nach einem Jahr Elternzeit wollte sie in Teilzeit wieder in die Spedition einsteigen – und fand als zweifache Mutter keine Anstellung mehr. Sie begann, ungelernten Arbeiten nachzugehen, machte Heimarbeit am Lese-computer, arbeitete in einer Rohrreinigung, dann in einer Wäscherei, dann in einer Schokoladenfabrik. Julia hatte ihr Leben lang „fast durchgearbeitet bis auf Babypausen.“ (J, 6:3f) Ihr Privatleben war gleichzeitig durch Ängste, Depressionen und einer unglücklichen Ehe geprägt. Der ältere Sohn war „hyperaktiv“ (J, 15:18), den „kriegtest du gar nicht ins Bett.“ (J, ebd.) Ihr Ehemann ließ sie mit den Kindern und dem Haushalt alleine. 1992, sie war 43 Jahre alt, dachte sie erneut über Scheidung nach, auch ihr zweiter Mann trank. 1995 starb ihr Ehemann. Julia kaufte sich von der Lebensversicherung ihres Mannes und ihren eigenen Ersparnissen eine kleine Eigentumswohnung. Sie dachte, „ich bin viel zu jung, um alleine zu bleiben“ (J, 26:20), gab eine Kontaktanzeige auf und lernte Männer kennen, ging neue Freundschaften ein und begann Menschen, die nie Schreiben gelernt haben, ehrenamtlich Nachhilfe zu geben. Aus dieser Zeit hängt ein Foto von ihr an der Wand ihres Wohnzimmers:

Sie, angelehnt an die Motorhaube eines Autos, Kurzhaarfrisur, Minirock (rotes Leder?) und schwarze, hohe Seidenstrümpfe, die noch unter dem Rock enden. Dazu schwarze Pumps und ein selbstbewusstes Lächeln. Als sie hereinkommt und sieht, dass ich das Bild gerade betrachte, sagt sie: „Ja, da ging es mir gut! Das war wirklich eine gute Zeit!“ Als ich sie frage, wie alt sie auf dem Bild ist, sagt sie mir, sie sei dort 49. (Postskriptum)

Mit 50 Jahren (1999) trat sie aus der NAK aus, die sie im Interview immer wieder als *Sekte* bezeichnet. Sie erlitt nach dem Austritt Angstzustände, nahm Medikamente. Nach und nach schaffte sie es, sich

mit professioneller Unterstützung zu erholen. Heute pflegt sie Freundschaften in der Nachbarschaft und ist in einer Nachbarschaftsinitiative aktiv, geht zum Seniorinnenschwimmen, zum wöchentlichen Frauenfrühstück und ist außerdem ehrenamtlich tätig. Sie wirkt zufrieden, und das Alter ist der Lebensabschnitt, auf den sie sich mit Abstand am positivsten bezieht. Nach der Zukunft gefragt, sagt sie, sie möchte gesund bleiben, ihre Freundschaften weiter pflegen und nicht mehr umziehen müssen.

## **7.2 Nina (Kürzel: N), Rentnerin, 66 Jahre**

Nina lernte ich bei dem gleichen Frauenfrühstück kennen wie Julia (7.1). Sie war zum Zeitpunkt des Interviews 66 Jahre alt. Auf dem Frauenfrühstück fotografierte sie. Sie hatte im Laufe ihres Lebens mehrere Ausbildungen und Umschulungen gemacht. 30 Jahre arbeitete sie als Erzieherin. Nina ist alleinstehend, hat eine Tochter, einen Sohn und mittlerweile ein Enkelkind. Sie wohnt im selben Viertel, in dem sie aufgewachsen ist, einem Arbeiter\_innenviertel von Großstadt-A.

### **7.2.1 Kurzbiographie**

Nina wurde 1949 im Arbeiter\_innenviertel in Großstadt-A im geboren. Sie hatte einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester. Der Vater arbeitete als Kraftfahrer, die Mutter „nachher [...], als wir ein bisschen älter waren“ (N, 9:29) als Platzanweiserin im Kino. Anfang der 1960er Jahre übernahmen die Eltern eine Hausratsstelle und die Familie zog um. Bis dahin wohnte die fünfköpfige Familie in einer Zwei-Zimmer-Wohnung. Die Kinder teilten sich zu dritt ein Zimmer, die Eltern schliefen im Wohnzimmer. Mit der finanziellen Situation verbesserte sich die Wohnsituation. Man verfügte nun über drei Zimmer, die Kinder

teilten sich eines davon und es gab ein Wohnzimmer. Nina besuchte das Gymnasium, war als Jugendliche im Sportverein, spielte Basketball. Ursprünglich wollte sie Sportlehrerin werden und informierte sich mit 16 Jahren über Sportschulen. Sie hätte jedoch die 10. Klasse wiederholen müssen, um zur Oberstufe zugelassen zu werden, „und das hab' ich nicht mehr gemacht.“ (N, 2:6) Stattdessen absolvierte sie eine Lehre zur Industriekauffrau. Im Erwachsenenalter bereute sie diese Entscheidung viele Jahre.

Bis sie mit 24 Jahren (1973) ihr erstes Kind bekam, arbeitete sie als Industriekauffrau. Die Schwangerschaft war ungeplant, „ist ja dann so passiert“ (N, 14:31). Die Beziehung zu dem Kindesvater bestand noch nicht lang. Als Nina schwanger wurde, heirateten sie. Ihr Mann befand sich noch in der Ausbildung. Mehrere Jahre nach der Geburt blieb Nina zu Hause. Nach fünf Jahren Ehe mit der Tochter im Vorschulalter, ließ sie sich 1977 scheiden. Im Anschluss war sie sechs Jahre alleinerziehend. In dieser Periode lebte sie „[n]e Weile [...] von so Sozialunterstützung“ (N, 15:29). Im Anschluss arbeitete sie als Stenokontoristin sowie in verschiedenen anderen Anstellungen. Sie begann, einen örtlichen Frauentreff für alleinerziehende Mütter zu besuchen. Sie erzählt:

Und da erst, da wurd' ich erst irgendwie selbstbewusster, glaub' ich. Und bin ich auch nicht mehr so abgekapselt worden, wie das früher immer so war. (N, 13:2ff)

Mit Anfang 30 absolvierte sie eine Umschulung, diesmal zur Erzieherin. Sie begann eine erneute Partnerschaft, heiratete jedoch nicht. Mit Ende 30 bekam sie ein zweites Kind, ihren Sohn. Er ist 16 Jahre jünger als ihre Tochter. Nach zehn Jahren trennten sich ihr Partner und sie. Nina war erneut alleinerziehend, ihr Sohn im Vorschulalter. Sie war mittlerweile ausgebildete Erzieherin und begann, in Teilzeit zu arbeiten.

Der Grund war, dass [Sohn] war ja noch klein, und ich wollte den nicht immer so früh schon in die Schule bringen,

da hab' ich dann immer erst um zehn angefangen. Weil früher aufhören konnte ich ja nicht, deshalb ich das dann so gemacht, dass [Sohn] mich sehen konnte [...]. (N, 7:22ff)

Nahezu ihr ganzes Leben, bis sie Seniorin war, spielte Nina Basketball. Auch als zweifache Mutter ging sie zum wöchentlichen Training und spielte am Wochenende Turniere.

Als Seniorin engagiert sie sich bis zum Zeitpunkt des Interviews in verschiedenen Kirchen- und Senior\_innengruppen. Als Rentnerin ist sie „nicht in ein Loch gefallen, ich hab hier ganz viele Gruppen.“ (N, 8:6) Sie geht regelmäßig zum Frauenfrühstück und macht Wassergymnastik. Die Rente ist „nicht so dolle“ (N, 16:3), sie kommt jedoch „damit aus“ (ebd.). Für die Zukunft wünscht sie sich, dass sie nicht nochmal umziehen muss, dass die Mieten nicht zu teuer werden („Ich hab' gesagt, aus der Wohnung, da tragen 'se mich raus!“ [N, 19:22]) Sie würde gerne einmal in ihrem Leben eine größere Reise unternehmen, einmal weg aus Europa. Nach „Amerika oder Australien“ (N, 19:25) oder „'ne Kreuzfahrt [...]. Das würde mich reizen. [...] Das ist so mein Traum“ (N, 19:30ff). In letzter Zeit, war es jedoch „immer Polen und Tschechien“ (N, 19:26f), da alles andere zu teuer ist.

### **7.3 Dunja (Kürzel: D), Hauswirtschaftsassistentin, 58 Jahre**

Dunja meldete sich bei mir, nachdem ich ein Gesuch nach Interviewpartnerinnen über den Email-Verteiler einer Gewerkschaft versendete. Sie arbeitete in der Großküche eines Krankenhauses und war dort Betriebsrätin. Das Interview fand bei ihr zu Hause statt, sie lebte in einer Zwei-Zimmer-Wohnung in Großstadt-E. Sie ist die einzige Interviewpartnerin mit Migrations- bzw. Fluchtgeschichte. Deutsch ist nicht ihre Muttersprache, viele Stellen im Interview wurden der Lesbarkeit halber geglättet. Einige Formulierungen werden sich jedoch trotz-

dem ungewohnt anhören. Dunja ist alleinstehend, ihre erwachsene Tochter wohnt in der Nähe.

### 7.3.1 Kurzbiographie

Dunja wurde 1957 in einer Großstadt im Iran geboren. Sie ist das jüngste von sechs Kindern. Ihr Vater war Arbeiter, ihre Mutter Hausfrau. Sie begann zu Schulzeiten gesellschaftliche Ungleichheit zu hinterfragen und wurde als junge Frau Mitte der 1970er Jahre in einer Gruppe aktiv, die den damaligen Shah *Mohammad Reza Pahlavi* kritisierte und Demonstrationen gegen ihn organisierte. Im Iran rangen zwischen etwa 1976 und 1979 verschiedene politische Kräfte um die Macht, inmitten dieser politischen Umwälzungen war auch Dunja aktiv. Sie und ihre Gruppe wollten mit Blick auf die Ostblockstaaten einen sozialistischen Staat aufbauen. Nach dem Abitur absolvierte sie eine Lehre als Bankangestellte und arbeitete anschließend in diesem Beruf. Sie beschreibt, dass sie „am Anfang der Revolution“ (D, 2:1) auf einer großen Demonstration am 08. März 1979, dem *internationalen Frauentag*, auf der Straße war:

Und das war eine ganz tolle Demo, und ich war auch bei dieser Demo und habe teilgenommen. Und seitdem ist die Freiheit immer weniger geworden. Und dann diese Verhaftungen und die Verbote. (D, 2:14ff)

Mit der Durchsetzung des neuen islamistischen Regimes 1979 wurden regimekritische Gruppe und Parteien verboten, darunter auch Dunjas Organisation. Zu diesem Zeitpunkt war sie 22 Jahre alt. In der Gruppe lernte sie ihren späteren Ehemann kennen. Die Gruppe setzte ihre politische Aktivität trotz Verbote und drohender Verhaftungen fort. Während Dunja tagsüber weiterhin in der Bank arbeitete, war sie abends und nachts in der Organisation aktiv. Im selben Jahr ihrer Heirat, mit 24 Jahren, wurde sie verhaftet. Sie wurde gefoltert und in Isola-

tionshaft gehalten, nach zwei Jahren kam sie 1983 wieder frei. Sie sei nur durch „Glück“ (D, 3:12) einer Hinrichtung entkommen. Sie kehrte zu ihrem Ehemann und ihrer Organisation zurück und wurde noch im selben Jahr schwanger. Ihr Mann studierte, Dunja arbeitete und verdiente Geld. Beide waren weiterhin politisch aktiv und bewegten sich im Untergrund. 1984 wurde ihr Ehemann verhaftet und zwei Jahre später hingerichtet. Dunja war 29, ihre Tochter zwei Jahre alt. Sie tauchte vollständig unter, arbeitete als Näherin in einer Textilfabrik. Sie blieb nach wie vor in der Organisation aktiv: „Das war mein Leben“ (D, 3:2). Als sich die Situation weiter verschärfte, begannen Freund\_innen ihr eine Ausreise aus dem Iran nahezu legen. Dunjas Schwester war seit 1986 in Deutschland, studierte Kunst und hatte eine Niederlassungserlaubnis. Dunja trat 1989 mit gefälschtem Pass und ihrer fünfjährigen Tochter die Flucht nach Deutschland an. Die Flucht sollte drei Tage dauern, sie dauerte vier Monate. Es war die Zeit des Mauerfalls, als sie über die Ostblockstaaten flohen. Ende 1989 kam Dunja in (West-)Deutschland an. Seitdem lebt sie in Deutschland.

1991 erhielt sie eine unbefristete Niederlassungserlaubnis und begann eine Anstellung als Haushaltshilfe. Sie lebte, wie ihre Schwester, in Großstadt-C. Sie lernte einen Partner kennen, ebenfalls Exil-Iraner, der in der 300 Kilometer entfernten Großstadt-D lebte. Als ihre Tochter auf die weiterführende Schule wechselte, zog Dunja mit ihr dorthin. Sie arbeitete dort vier Jahre in einem selbstverwalteten Café, danach folgt eine Zeit beruflicher Prekarität. Sie arbeitete auf 400-Euro-Basis, war sechs Monate arbeitslos, begann eine Umschulung im EDV-Bereich. Daraufhin war sie eine Zeit lang in einem Büro angestellt, verdient dort jedoch „[g]anz, ganz niedrig“ (D, 19:33). 2003 absolvierte sie eine erneute Umschulung – Hauswirtschaft – beendete die Partnerschaft nach sechs Jahren und zog in die Großstadt-E, wo sie mit ihrer Tochter seitdem lebt und arbeitet. Seit 2006 ist sie in der Großküche eines Krankenhauses angestellt, Betriebsrätin und Gewerkschaftsmitglied:

Besser als gar nichts. Aber Kämpfen ist das nicht. Nein, das [die Gewerkschaft, FK] ist eine Firma. (D, 20:10)

Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe tätig. In ihrer Freizeit geht sie regelmäßig ins Fitnessstudio, besucht Veranstaltungen über den Iran und über die sozialpolitischen Zustände in der Welt, sie geht nach wie vor auf Demonstrationen und organisiert diese auch. Sie verbringt außerdem Zeit mit ihrer erwachsenen Tochter und mit Freund\_innen. Für die Zukunft wünscht sie sich

eine Welt ohne Unterschiede. [...] Gleichberechtigung aller Menschen finanziell, in allen Sachen. Kein Rassismus und Hass. (D, 29:7f)

## **7.4 Vanessa (Kürzel: V), Sozialassistentin, Fachabitur, 31 Jahre**

Vanessas Kontakt wurde mir über den Bekanntenkreis vermittelt. Sie lachte viel und war kommunikativ. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie 31 Jahre alt und zweifache Mutter (4 Jahre und 8 Jahre). Sie war alleinerziehend, absolvierte die 12. Klasse des Fachabiturs und hatte eine Ausbildung zur Sozialassistentin absolviert. Sie finanzierte sich über BAföG und arbeitete nebenher in der Gastronomie.

### **7.4.1 Kurzbiographie**

Vanessa wurde 1984 geboren. Sie wuchs mit ihrem vier Jahre älteren Bruder in einer Kleinstadt in (West-)Deutschland auf, in einer „großen, sehr großen Vier-Zimmer-Wohnung“ (V, 1:6). Ihr Vater arbeitete als Koch in einem größeren Unternehmen, „[d]adurch hatte er ein ziemlich

gutes Gehalt für seinen Job und auch feste Arbeitszeiten.“ (V, 2:14f) Ihre Mutter absolvierte während Vanessas ersten Grundschuljahren eine Ausbildung zur Erzieherin. Da beide Eltern berufstätig waren, waren die Geschwister nach der Schule häufig alleine zu Hause. Vanessa beschreibt, sie sei in der Grundschule ein „Überfliegerkind“ (V, 2:24) gewesen, eine exzellente Schülerin, es stand zur Debatte, ob sie eine Schulklasse überspringt. Den ersten Knick erhält ihre Biographie, als sie nach der Grundschule die zweijährige Orientierungsstufe absolviert. Hier machte sie erste Mobbing Erfahrungen. Diese wurden von Vanessa als verhältnismäßig harmlos beschrieben, aber „es ging da los sozusagen.“ (V, 4:4). Nach der Orientierungsstufe wechselte sie auf ein „total elitäres Altsprachengymnasium“ (V, 4:12):

Und da bin ich relativ schnell angeeckt. [...] Und viele von denen hatten auch relativ viel Geld. Also, das war offensichtlich. Also, ich hatte bis zu dem Zeitpunkt nie das Gefühl, dass irgendwie mir was fehlt oder dass wir wenig Geld hatten. Ich hatte alles. Ich hab auch, also ich hatte immer die Möglichkeit, das zu bekommen, was ich wollte. Es ging uns gut so. Es war alles da! Wir sind oft in den Urlaub gefahren. Aber da wurde es auf einmal ganz anders. Also es war zum Beispiel ziemlich schnell klar, dass/ Wir haben dann irgendwann im Unterricht mal gesagt, was unsere Eltern beruflich machen. Und ich war das einzige Kind aus der Klasse, bei dem die Eltern nicht studiert hatten. (V, 4:14ff)

Aus ihrem privaten Freundeskreis besuchte niemand das Gymnasium, sie hatte so gut wie keine Freund\_innen auf der Schule, „das war für mich der Alptraum teilweise.“ (V, 4:32) In die 9. Klasse wurde sie nicht versetzt, wiederholte das Schuljahr, fand in der neuen Klasse mehr Anschluss. Ihre Familie erschien nach außen „total bürgerlich“ (V, 29:10), jedoch war alles „sehr doppellastig“ (V, 29:09). Als sie 16 Jahre alt war, trennten sich die Eltern. Nach der Trennung stellte sich heraus, dass ihr Bruder, der mittlerweile studierte, „drauf“ (V, 31:22) war – er

gebrauchte Heroin – und bereits das Abitur „unter der Sucht“ (V, 6:5) absolviert hatte. Der Vater, der in seiner Jugend selbst Heroin gebraucht hatte, erkrankte zu diesem Zeitpunkt an Hepatitis C.

Vanessa lebte bei ihrem Vater und ging aus Überforderung „dann erst mal gar nicht mehr zur Schule [...]. Also das habe ich dann auch verweigert, strikt.“ (V, 5:21f) Infolgedessen musste sie auch die 10. Klasse wiederholen. Sie begann im Anschluss die Oberstufe, brach das Abitur jedoch ab. Als sie 18 Jahre alt war, zog sie mit Freund\_innen zusammen.

Und das waren aber alles richtige Freunde von mir, mit denen ich zusammengezogen bin. [...] Also, es war auch familiär und wir haben uns da alle/. Es ging auch irgendwie allen schlecht (lacht). Also, alle hatten irgendwie Probleme. (V, 10:5)

Sie begann zu jobben, sparte Geld und zog 2005 mit 21 Jahren nach Großstadt-A. Sie hatte keine Ausbildung und ging dort verschiedenen Jobs nach. Parallel begann sie, ihr Abitur nachzuholen, brach dieses jedoch ab. Nach einiger Zeit wurden Party- und andere Drogen sowie der damit verknüpfte Lebensstil ihr „Lebensmittelpunkt.“ (V, 11:14) Sie ging weiter Aushilfsjobs nach, kam bei Freund\_innen und Bekannten unter, war „ziemlich viel auf Achse“ (V, 19:19). Mit 22 Jahren lernte sie den Vater ihrer Kinder kennen. Sie wurde ungeplant schwanger. Im Anschluss wurde ihr Leben dann „erst mal ruhig, so insgesamt.“ (V, 12:8) Die ersten anderthalb Jahre Mutterschaft waren für Vanessa geprägt durch Einsamkeit und Rückzug, es ist gut möglich, dass sie an postnatalen Depressionen litt, aber „[d]as hat auch irgendwie niemand gesehen.“ (V, 16:18) Vier Jahre bezog sie ALG II. Als ihr Sohn in den Kindergarten kam, begann sie eine Ausbildung. Kurz nach Beginn der Ausbildung wurde sie erneut schwanger und bekam mit 27 Jahren ihr zweites Kind. Nach sieben Jahren trennte Vanessa sich vom Vater der Kinder, zum Zeitpunkt des Interviews war sie seit zwei Jahren alleinerziehend. Erst teilten sich beide die Verantwortlichkeiten und die

Zeit mit den Kindern „fifty-fifty“ (V, 20:10), mittlerweile ist Vanessa hauptverantwortlich. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Vanessa 31 Jahre alt, sie hat gerade die 12. Klasse des Fachabiturs begonnen. Ursprünglich wollte sie Sozialarbeiterin werden, wie ihr Bruder. Im Moment spielt sie mit dem Gedanken, „Ergotherapie zu studieren.“ (V, 18:23). Irgendwann früher wäre sie „gerne Anwältin geworden. Irgendwann mal. Ich glaube, das hätte ich gerne gemacht, aber der Zug ist abgefahren, definitiv.“ (V, 31:17f). Für die Zukunft wünscht sie sich:

Mehr Stabilität. Dass ich sozusagen meine gesellschaftlichen Aufgaben besser erledige. Auf jeden Fall. Dass ich sozusagen zuverlässiger werde. Und ich wünsche mir echt mit den Kindern mal in irgendwie große Wohnung, Garten zu ziehen. [...] Oder, dass die beiden halt einfach was, so wo sie Platz haben und wo sie Ruhe haben. (V, 32:10ff)

## **7.5 Marion (Kürzel: Ma), Hotelfachfrau, 28 Jahre**

Marion ist zum Zeitpunkt des Interviews 28 Jahre alt und arbeitet als Hotelfachfrau. Ich traf sie zum ersten Mal, als sie für das Interview an meiner Tür klingelte. Ihr Kontakt wurde mir über eine Person im Bekanntenkreis vermittelt, als ich erzählte, dass ich auf der Suche nach Interviewpartnerinnen bin.

### **7.5.1 Kurzbiographie**

Marion wurde 1986 in einer Kleinstadt in Süddeutschland geboren. Sie wuchs in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf: Die Familie besaß ein Haus, in dem die Eltern im Erdgeschoss eine Gaststätte betrieben, im zweiten Stock befand sich der eigene Wohnraum, und im dritten Stock

wurde eine Wohnung vermietet. Sie wuchs ohne Geldsorgen auf, die Familie fuhr „ein, zwei Mal im Jahr [in] größere Urlaube“ (Ma, 2:23), sie sind „mal nach Florida geflogen oder in die Türkei.“ (Ma, 2:24) Sie hat einen Bruder, der zwei Jahre jünger ist als sie, und zwei ältere Halbbrüder, von denen sie erst später erfuhr. Die Familienorganisation wirkt autoritär und traditionell, der Vater war „sehr streng“ (Ma, 3:12), und hat ihr als Kind „auch öfter mal den Arsch versohlt.“ (Ma, 3:13) Nach der Grundschule besuchte Marion das Gymnasium. Sie traf die Schulwahl „alleine“ (Ma, 4:12), ihren Eltern, „denen war das völlig egal. Meine Mutter hatte einen Realschulabschluss, mein Vater Hauptschulabschluss. Die meinten, denen ist das egal, was ich mach‘.“ (Ma, 4:12ff) Ihr jüngerer Bruder entschied sich für die Hauptschule, aber er „hätte auch das Gymnasium geschafft“ (Ma, 4:27) und Marion „weiß nicht, warum er's nicht gemacht hat.“ (Ma, 4:28f) Ihre Eltern hatten mit einer vergleichsweise niedrigen Schulbildung als Gewerbetreibende eine Position ökonomischer Sicherheit erreicht. Trotz kleinbürgerlicher ökonomischer Verhältnisse wirkt der Habitus eher proletarisch. Auf dem Gymnasium erlebte Marion eine Art wilde Jugend:

Wenn ich so im Nachhinein drüber nachdenk' ist es natürlich echt albern, wir haben so viel Mist gebaut, uns ständig besoffen. Die Mutter von meiner einen Freundin war halt Ärztin, und bei der in der Klinik auf den Liegen gepennt total besoffen. Und haben so 'n Mist dann angestellt. Die eine war dann schwanger und musste abtreiben. Und das waren halt echt Dramen, die sich da abgespielt haben. Und im Nachhinein versteh' ich gar nicht, was wir da alles gemacht haben. Also, wie doof das alles war. Das war halt schon ziemlich extrem. Eine Freundin hatte ziemlich schlimme Drogenexzesse. Und im Nachhinein denk' ich mir, oh Gott, wenn meine Eltern das alles mitbekommen hätten, die hätten mich, glaub' ich, direkt in die Geschlossene gesteckt. (Ma, 6:1ff)

Sie beschreibt ihre Jugend als „Horror“ (Ma, 5:21) und lacht dabei. Sie empfand sich als „eher so unansprechend“ (Ma, 7:1), grübelte viel, mit 16 Jahren entwickelte sie eine Essstörung. Sie brach die Oberstufe wegen eines Klinikaufenthaltes ab. Marion wusste, sie „will nie studieren“ (Ma, 5:6f), und bereut den Schulabbruch nicht. Nach der stationären Therapie zog sie zurück zu ihren Eltern und absolvierte verschiedene Praktika, um den richtigen Beruf zu finden, u.a. in einem Kindergarten und einem Blindeninstitut. Sie wusste, „so was Soziales liegt mir auf jeden Fall.“ (Ma, 9:5) Der Vater riet ihr zur Gastronomie, wie die Eltern selbst, und obwohl sie „meinte [...], nee, auf keinen Fall, [...] wurde es doch tatsächlich Hotelfachfrau.“ (Ma, 9:7ff)

Nach der Ausbildung wollte sie nicht weiter im „Service“ (Ma, 9:32) arbeiten und ließ sich nach anderthalb Jahren ins „F'n'B-Büro<sup>36</sup>“ (Ma, 10:32) versetzen. Hier arbeitete sie weitere anderthalb Jahre. Mit 25 Jahren zog sie gemeinsam mit ihrem Partner in die 700 Kilometer entfernte Großstadt-A. Sie begann eine Anstellung bei einer großen Hotelkette und erhielt nach kurzer Zeit einen unbefristeten Arbeitsvertrag, eine „Gehaltserhöhung und 'ne Beförderung“ (Ma, 10:18). In der Anfangszeit in Großstadt-A trank sie ihrer Einschätzung nach zu viel und hat „viele Drogen genommen, hier in Großstadt-A, wie irgendwie die meisten Leute, die ich kenne“ (Ma, 21:32f). Nach ein bis zwei Jahren suchte sie eine neue Anstellung, wieder im F'n'B-Bereich. Hier arbeitete sie zum Zeitpunkt des Interviews seit einem Jahr. Sie begann jeden Morgen um sechs Uhr und arbeitete bis 15 Uhr, „Montags bis samstags, [...] die Hälfte körperliche Arbeit und die Hälfte Bürojob.“ (Ma, 11:12f) Hier lernte Marion ihren neuen und aktuellen Partner kennen, er ist ihr Vorgesetzter. Im letzten Jahr hat Marion ihre Lebensweise verändert. Sie macht mehr Sport und trinkt weniger, sie hat „seit über 'nem Jahr keine Drogen genommen“ (Ma, 21:23f) und raucht seit zehn Monaten nicht mehr. Marions Freund wurde befördert und auch Marion versucht, „auf ne Gehaltserhöhung hinzuarbeiten die

---

<sup>36</sup> Food and Beverage.

nächsten Monate“ (Ma, 12:8f). Sie planen zu heiraten und Kinder zu bekommen. Sie wissen, „dass wir uns nie ein Haus oder 'ne Wohnung kaufen können mit unseren Gehältern“ (Ma, 16:24). Ein Traum wäre „irgendwann mal am Meer zu leben. [...] Und, halt Kinder zu bekommen und so. Das dann auch gut zu machen.“ (Ma, 22:22ff)

## **7.6 Maria (Kürzel: M & M\_II), Gesundheits- und Krankenpflegerin, 32 Jahre**

Maria ist die einzige Interviewpartnerin, die ich privat kenne. Sie ist ausgebildete Gesundheits- und Krankenpflegerin und auch die einzige Frau im Sample, die ich zwei Mal interviewe. Das erste Interview fand ursprünglich als Probeinterview statt, um den Leitfaden abzustimmen. In der Auswertung wurde das Interview jedoch für relevant befunden. Da der Leitfaden im Anschluss überarbeitet wurde, stellte ich ihr im zweiten Interview jene Fragen, die nach der Überarbeitung noch hinzugekommen waren. Während des ersten Interviews (M) war Maria 30 Jahre alt, das zweite (M\_II) fand zweieinhalb Jahre später statt (2018). Maria lebt in einer Partnerschaft und wohnt alleine in der nächstgrößeren Stadt des Ortes, in dem sie aufgewachsen ist. Sie arbeitet während beiden Interviews auf der Intensivstation eines Krankenhauses in Stadt-B. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews (M\_II) befindet sie sich in den letzten Zügen einer Fachweiterbildung zur Fachkrankenschwester für Intensivpflege und Anästhesie.

### **7.6.1 Kurzbiographie**

Maria wurde 1985 in einer mittelgroßen Stadt in Westdeutschland geboren. Sie hat zwei Brüder, einer ist sechs Jahre älter, der andere drei Jahre jünger als sie. Das Milieu, in dem sie aufwuchs, war ebenfalls



## **9. Strukturelle (Un-)Vereinbarkeit als abhängigkeitsfördernder Möglichkeitsraum. Umgangsweisen mit Widersprüchen zwischen Mutterschaft und Erwerbsleben**

*(Un-)Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufsleben* manifestiert sich zwar in individuellen Praxen, ist dabei aber kein individuelles Problem. Die Interviewpartnerinnen sind mit einer Struktur sowie Kultur und Symbolisierung von Weiblichkeit (und Mutterschaft als dessen Bestandteil) konfrontiert, die ihnen *typische, restriktive Möglichkeitsräume* (Kap. 6.6.2) der Vereinbarkeit nahelegen. *Lage, Position* und *Geschlecht* sind dabei Vermittlungsebenen zwischen ihnen und gesellschaftlichen (strukturellen und symbolischen) Möglichkeiten und Einschränkungen.

In diesem Kapitel werden die dargestellten individuellen Umgangsformen mit dem Problem der Vereinbarkeit in ihren generalisierbaren Aspekten untersucht. Zu Beginn wird auf die Erwerbstätigkeit in ihrer Verschränkung mit Mutterschaft und Kinderwunsch eingegangen (9.1). Daran anknüpfend werden die Vorstellungen über die künftigen *Praxen der (Un-)Vereinbarkeit* mit den Erzählungen über die im Anschluss realisierten Praxen ins Verhältnis gesetzt (9.2). Im dritten Teil des Kapitels (9.3) werden Aspekte der Denkformen, wie sie sich in den Interviews äußern, im Hinblick auf die subjektiven Umgangsmöglichkeiten mit *struktureller (Un-)Vereinbarkeit* untersucht. Abschließend (9.4) wird auf die Rolle sozialer Beziehungen und gesellschaftlicher Teilhabe für die Erhaltung und Erweiterung selbstbestimmter Vereinbarkeitspraxen eingegangen.

## **9.1 Bedeutungsvarianten der Erwerbsarbeit, des Berufsausstiegs und der Erwerbslosigkeit: Möglichkeiten, Einschränkungen und normative Bezüge**

(Un-)Vereinbarkeit berührt die subjektiven Bezüge der Frauen zu Erwerbsarbeit, zum Berufsausstieg und zu Risiken der Erwerbslosigkeit. Zur *Erwerbsarbeit*, da Mütter, im Gegensatz zu Vätern, nach der Geburt eines Kindes in der Regel nicht in derselben Form weiterhin erwerbstätig sind (OECD, 2017, S. 23). Entsprechend wird der Bezug zum *Berufsausstieg* mit der Schwangerschaft relevant, denn als Mütter mussten sich die Interviewteilnehmerinnen fragen, *wie lange* sie aus dem Beruf aussteigen wollen. Im Hinblick auf den *typischen Möglichkeitsraum* und seine normativen Bezüge wurden subjektive Möglichkeiten und Einschränkungen erkannt und bewertet. Die Bezüge zu *Erwerbslosigkeit* gewannen vor allem mit Blick auf die *Lage* und *Position* der Frauen an Bedeutung: Teilweise ging Mutterschaft mit Sozialleistungsbezügen einher, teilweise gestaltete sich der berufliche Wiedereinstieg als Mutter schwerer als vermutet, teilweise war Erwerbslosigkeit die Konsequenz von Trennung und Scheidung.

### **9.1.1 Erwerbstätigkeit: Notwendigkeit vs. Selbstverwirklichung als Prämissen unterschiedlicher Positionen**

Die Interviewpartnerinnen waren alle lohnabhängig beschäftigt und hatten keine leitende Funktion inne, doch hat sich die Situation der arbeitenden Klassen im Zuge der „Entproletarisierung“ (Groh-Samberg, 2006, S. 245) in den 1960er Jahren stark ausdifferenziert (Kap. 3.1). Es finden sich innerhalb derselben Klasse unterschiedliche berufliche Positionen, von denen subjektiv wie objektiv verschiedene praktische Möglichkeiten und Einschränkungen ausgehen.

Erwerbsarbeit wird objektiv als äußerliche Bedingung und Voraussetzung gefasst, unter den bestehenden Verhältnissen ein partiell selbstbestimmtes Leben führen zu können. Sie stellt eine Möglichkeit dar, über finanzielle Mittel zu verfügen und somit Bedürfnisse zu befriedigen. Lohn- und Erwerbsarbeit muss unter Bedingungen vollzogen werden, die fremdbestimmt sind: Schicht- und Nachtarbeit, Überstunden, Stress, Langeweile, niedriges Einkommen, körperliche Anstrengung usw. Im Spannungsverhältnis zwischen Möglichkeiten der Selbstbestimmung, die das Arbeitsleben bereithält, und der Fremdbestimmung, der die Frauen darin ausgesetzt sind, müssen sie einen Weg finden, mit den Widersprüchen zwischen äußeren Anforderungen und eigenen Bedürfnissen umzugehen. Kritisch-psychologisch werden die Möglichkeiten und Einschränkungen als in den *Bedingungen* liegende *Bedeutungen* gefasst. Welche *Bedeutungen* zur Handlungsprämisse werden, hängt von subjektiven und objektiven Faktoren ab.

Erwerbsarbeit wurde von einigen Frauen als *reine Notwendigkeit* betrachtet, etwas Einschränkendes, in dem der Charakter der Fremdbestimmung in den Vordergrund gestellt wurde. Durch andere Frauen wurden *Autonomie, Selbstbestimmung und Möglichkeiten der Selbstverwirklichung* akzentuiert, die ebenfalls als Handlungsprämissen im Arbeitsleben auftraten. Aspekte von Autonomie und Fremdbestimmung schlossen sich nicht aus, teilweise war das Arbeitshandeln auch in beiden begründet.

Wurde Lohnarbeit in ihrer *Notwendigkeit* (zur ökonomischen Absicherung) hervorgehoben, so geriet ihr unfreiwilliger, einschränkender Charakter in den Vordergrund. Es wurde ihr nachgegangen, weil sie (über das Einkommen) Autonomie in der Freizeit gewährte. Bei der Tätigkeit wurde jedoch keine Selbstbestimmung oder Selbstverwirklichung erlebt. Eine Interviewpartnerin, Dunja, sah in der Erwerbsarbeit sowohl „Ausbeutung“ (D, 27:29) als auch die Möglichkeit, ein Minimum an Unabhängigkeit zu bewahren. Sie war im

Niedriglohnsektor tätig. Ohne Einkommen zu sein, hätte Abhängigkeit vom Arbeitsamt bedeutet, das sie bereits als rassistisch erfahren hatte:

D: [...] Ich hab' auch, ich will nicht arbeitslos werden. Seit ich anerkannt worden bin, war ich nur zwei mal sechs Monate arbeitslos. Dann habe ich immer gearbeitet. Ich habe immer gearbeitet bis jetzt.

I: Und warum willst du nicht [arbeitslos werden]?

D: Ja, als ich zum Beispiel, als ich einmal im Arbeitsamt war, oder im Sozialamt am Anfang, das ist eine Erniedrigung. Wenn du in diese Behörde gehst, denken die Leute, sie bezahlen dieses Geld aus ihrer eigenen Tasche, weißt du. [...] [W]enn ich Deutsch rede und dann immer, ich kenne das, dieses rassistische ‚Ja, bitte! Waaaas?‘ (D, 23:23ff)

Dunja verstand ihre Lohnabhängigkeit als Verhältnis, in dem sie sich unterordnen musste und zusätzlich gering verdiente:

Ich war immer Arbeiterin. Ich habe immer einen Chef gehabt oder eine Chefin gehabt. Mit einem niedrigen Lohn habe ich gelebt. Oder mit zwei Jobs. (D, 27:27f)

Zur Tätigkeit existierte kein inhaltlicher Bezug. Innerhalb der Arbeit wurde kaum Autonomie erlebt. Die Prämisse der Notwendigkeit bedeutete die Fokussierung auf die Autonomie im Außerhalb, die das Einkommen ermöglichte:

[I]ch arbeite nur für den Lohn. Ich mag diesen Job nicht so. Ich arbeite nur für das Geld. Und, ich hasse diese Küche. Ich hasse diese Arbeit. [...] Das ist so, nur weil ich keine andere Möglichkeit habe. (D, 22:21ff)

Finanzielle Unabhängigkeit stand im Mittelpunkt der Tätigkeit. Ein geregeltes, gesichertes Einkommen eröffnete andere finanzielle Möglichkeiten, weil das Einkommen gering war:

Ich habe immer Schulden [lacht]. Weißt du, weil der Lohn ist nicht so viel. Zum Beispiel habe ich jetzt ein Auto gekauft und ich habe einen Kredit aufgenommen. Und letztes Jahr hat meine Tochter geheiratet. Ich habe einen Kredit aufgenommen, ein bisschen. Ich habe immer Schulden gehabt. [...] Schulden bei der Bank. (D, 21:27ff)

Auch eine andere Interviewpartnerin, Vanessa (31 J.), sah in der Arbeit vorrangig die *Notwendigkeit*, ihre Existenz zu sichern und ihre Miete zu zahlen. Exemplarisch dafür steht ihre Ausführung über Saisonarbeit auf dem Weihnachtsmarkt:

Der schlimmste Job, den ich je gemacht habe. Sechs Wochen am Stück, ohne einen freien Tag [lacht]. Und dann richtig von morgens bis abends. Das war, aber es gab so viel Geld dafür. Aber es war der schlimmste Job. (V, 10:24ff)

Wurde *Notwendigkeit* zur jener Prämisse, in der die Erwerbsarbeit begründet war, so ermöglichte dies auf der einen Seite die erlebte Fremdbestimmung zu thematisieren, andererseits ebendiese hinzunehmen und die durch den Lohn ermöglichte Autonomie in der freien Zeit hervorzuheben. Zudem ermöglichte die Akzentuierung der *Notwendigkeit*, der erlebten Fremdbestimmung einen Sinn zu geben. Fremdbestimmung im Erwerbsleben wird mit dem Einkommen begründet und bedeutet somit finanzielle Autonomie in der Freizeit. Real jedoch bleibt auch diese gering, da die Gehälter niedrig bemessen waren. Weil Erwerbsarbeit als *Notwendigkeit* gesehen wird, bedeutete dies auch:

Ich habe nie Scheu davor gehabt, oder Toiletten zu putzen oder was weiß ich was, da habe ich keine Probleme mit, das anzufassen. Ich habe oft, wenn ich einen Job habe, gar keine Ansprüche daran. (V, 34:2ff)

Über das Gefühl, *keine Ansprüche* zu haben wird gleichzeitig eine Form von Selbstbestimmung erlebt, immer eine Arbeit zu finden. Von Kündigungen geht keine große Bedrohung aus. Es gibt nichts zu verlieren, man hängt nicht an den Tätigkeiten.

Es existiert ferner ein Raum für unsichtbare Widerstandsformen, die auch als *andere Arbeiterbewegungen* (vgl. Bewernitz, 2015, S. 67) bezeichnet werden: „Wir sollten auch nicht vergessen, was den Alltag in der Fabrik oder im Büro ausmacht: Blaumachen, kleine Diebstähle, Bummeleien, Absentismus, Krankmachen, ja sogar Sabotage und Angriffe auf Vorgesetzte.“ (Dauvé/Nesic, 2003, S. 32, zit. n. Bewernitz, ebd.) Zwar solle nicht so getan werden, „als sei die proletarische Wirklichkeit eine permanente Untergrundrevolte.“ (ebd.) Doch diese kleinen alltäglichen Widerstandsformen schaffen Handlungsraum. Die Bereitschaft, „einen Scheißjob zu machen“ (V, 33:22), wenn es nötig ist, und das damit implizite Wissen um genügend gesellschaftlich notwendiger, gering entlohnter Arbeit, zeigt Möglichkeiten auf, sich neue Arbeit zu suchen, wenn man der aktuellen überdrüssig wird. Dunja formuliert: „Wenn ich meine Arbeit verliere, arbeite ich irgendwo.“ (D, 23:22f). Während der Arbeitszeit will sie sich nicht einschüchtern lassen und ihre Rechte wahrnehmen:

Und [...] gestern war dann diese schwierige Arbeit. Ich habe gedacht: ‚Oh Gott, das geht nicht.‘ Ich habe mich bei zwei, drei Leuten beschwert von oben. Ich habe gesagt: ‚Das geht nicht, heute kann ich diese Arbeit nicht machen.‘ Zwei, drei Tage geht das, aber dann werde ich krank. Ich habe auch keine Angst, wenn ich krank bin, bin ich krank! Wenn ich meine Arme nicht bewegen kann, bin ich krank. (D, 23:9ff)

Die Hervorhebung der *Notwendigkeit* als Prämisse konzipiert Erwerbstätigkeit nicht als rares Gut, um das man mit anderen in Konkurrenz steht. Es existiert genügend notwendige Arbeit, der man bereit war,

nachzugehen. So wie man als Arbeiterin austauschbar ist, wird die Möglichkeit sichtbar, auch die Arbeit auszutauschen.

Die Tätigkeiten waren im doppelten Sinne notwendig. Einerseits, um die Existenz zu sichern. Andererseits leisten die Interviewpartnerinnen *gesellschaftlich notwendige* Arbeit. Wer am Fließband der Großküche eines Krankenhauses arbeitet, weiß womöglich mehr um die Notwendigkeit der eigenen Arbeit, als dies im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert ist. Aber auch das eigene Bedürfnis nach körperlicher Arbeit wurde positiv hervorgehoben:

Ich glaube, dass ich schon ein Unterschied zwischen Leuten, die von Zuhause aus anders gesettelt sind, und die würden nicht einfach sagen, ich nehme jeden Nebenjob an oder die arbeiten halt nebenbei in irgendeinem Meinungsforschungsinstitut oder schieß-mich-tot. Das würde mich aber gar nicht erfüllen, also ich brauche das auch, diese körperliche Arbeit. Ich glaube das ist schon so in mir drinne. (V, 34:4ff)

Bedürfnisse nach Veränderung existieren dennoch. Einige Jahre ihres Lebens arbeitete Dunja in einem Kollektivbetrieb, ein gemeinsam gestaltetes und verwaltetes Café. Sie befindet: „Eine ganz tolle Arbeit. Ich habe viele Erfahrungen in diesem Café gesammelt. Das war gut.“ (D, 19:23f) Die Arbeitsbedingungen wurden gemeinsam ausgehandelt, die Einnahmen wurden unter allen gleich verteilt. Der Kollektivbetrieb eröffnete andere Möglichkeiten der Verfügung über die Arbeitsbedingungen, während die aktuelle Tätigkeit in ihrer Fremdbestimmung als reine Notwendigkeit zur Prämisse wird.

Vanessa, die zum Zeitpunkt des Interviews das Fachabitur nachholt, während sie im prekären Niedriglohnsektor tätig ist, denkt darüber nach, im Anschluss Soziale Arbeit zu studieren. Sie rückt dann davon ab, da sie sich geregeltere Arbeitszeiten und eine bessere Bezahlung wünscht:

Das ist total anstrengend, glaube ich auch. So schlecht bezahlt [...] Ich möchte am liebsten montags bis freitags [arbeiten] und dann auch nach Hause gehen. (V, 18:26ff)

Auch Dunja würde gerne weniger arbeiten. Sie sieht vor allem im Kapitalismus die Ursache dafür, dass dies nicht möglich ist:

Mein Wunsch ist, dass du fünf, vier Stunden arbeiten musst und dann hast du dein Leben. Aber in diesen vier, fünf Stunden kriegst du dann einen Lohn für dein Leben. Und dann kannst du gut leben. Aber im kapitalistischen Staat und im System bekommst du das nicht. (D, 28:20ff)

Insofern blieb *Notwendigkeit* auch an die Kritik der Erwerbsarbeit geknüpft, an Wünsche der Veränderung dessen, was man tagtäglich fremdbestimmt leisten muss, an Wünsche nach einer Arbeit, die mehr den eigenen Bedürfnissen entspricht.

Durch andere Interviewpartnerinnen werden vielfältige und positive Möglichkeiten in der Arbeitstätigkeit gesehen und hervorgehoben. Sie erlebten innerhalb der Tätigkeiten und Tätigkeitsabläufe Autonomie, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, die als Prämisse der Lohnarbeit herausgegliedert wurden. Maria (32 J.) und Julia (66 J.), die Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung betonen, haben beide eine Fachausbildung absolviert, die ihnen andere Möglichkeiten gewährte, partielle Autonomie und Selbstständigkeit innerhalb der Tätigkeiten zu erfahren.<sup>59</sup>

---

<sup>59</sup> Doch auch die Arbeitsbedingungen als Speditionskauffrau bzw. als Gesundheits- und Krankenpflegerin bleiben widersprüchlich und fremdbestimmt. Die Möglichkeit, den Charakter ihrer Notwendigkeit herauszugliedern, bestünde auch hier. Offen bleibt jedoch die Frage, ob Tätigkeiten im Niedriglohnsektor als Selbstverwirklichung erlebt werden können, wie dies im Folgenden beschrieben wird. Denn Möglichkeiten, während der Arbeitstätigkeit Autonomie und Selbstbestimmung zu erleben, müssen gegeben sein, um sie zu akzentuieren. Becker-Schmidt et al. (1984, S. 9) heben zwar in ihrer Untersuchung hervor: „Bei Arbeiterinnen wird von vornherein angenommen, dass es nur das Geld sein kann, was sie zieht. Sie

In der Prämisse der Selbstverwirklichung wird der fremdbestimmte Charakter der Erwerbstätigkeit fast bedeutungslos. Erwerbsarbeit und die darin enthaltenen Tätigkeiten werden vorrangig als Möglichkeiten erlebt, eigene Fähigkeiten, Bedürfnisse und Interessen zu verwirklichen. Maria und Julia stellen beide in den Vordergrund, dass sie durch die Ausbildung ihren Fähigkeits- und Kompetenzbereich und dadurch ihren subjektiven Möglichkeitsraum erweitert haben. Es bestand eine *reale Passung* zwischen den eigenen Bedürfnissen und jeweiligen den Anforderungen der Arbeit:

Ich war besonders stolz, weil auf meinem Brief steht ja noch Kaufmann, da gabs ja noch keine Kauffrau. Unter so vielen Männern 'ne Abteilung angeboten zu bekommen, und gleich nach dem Abschluss der Lehre. Und der [Chef, FK] sagte mir auch, als ich weggehen wollte, die Firma wächst, und ich könnte dann den Versand leiten und so. (J, 7:25ff)

Julia (66 J.) erzählt über sich als junge Frau aus einfachen Verhältnissen. Der Beruf vergrößerte den Handlungsraum, eröffnete Möglichkeiten, sich aus der Armut der Herkunftsfamilie zu lösen, und hielt womöglich noch weitere Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten bereit.

Der Akzentuierung von Autonomie und Selbstbestimmung ging voraus, dass jene Fähigkeiten, Bedürfnisse und Interessen, die im beruflichen Bereich abverlangt werden, relativ kongruent sind mit den eigenen (*Beruf als Berufung*). Diese Passung wurde zur Handlungsprämisse:

Das ist ja das, was mich sehr geprägt hat, und was mich auch jetzt immer noch interessiert. Womit ich mich halt

---

selbst sehen das anders: trotz heftiger Kritik am Akkordsystem und an den betrieblichen Arbeitsbedingungen gründen sie auch einen beträchtlichen Teil ihres Selbstbewußtseins auf ihre Arbeitserfahrung.“ Trotzdem bleibt die heftige Kritik erhalten. Die von mir an dieser Stelle geschilderte Variante der Prämissenakzentuierung lässt eine solche Form der Kritik nicht zu.

sehr beschäftigte, ne. Kommunikation mit wesensveränderten Menschen und was kriegt der mit? Was kriegt der nicht mit? Und das ist so was, was mich auch weiter prägt. Oder auch Situationen mit Angehörigen, ne. Wie erklärst du 'nem Angehörigen ‚Ja, tut mir leid, ihr Vater, Mutter (...) Kind ist verstorben‘? Wie fängst du jemanden auf? (M, 15:24ff)

Die Arbeitstätigkeit erfüllte Bedürfnisse nach persönlicher und intellektueller Weiterentwicklung und Wissensaneignung. Erwerbstätigkeit macht handlungsfähig, weil sie die Quelle der Befriedigung eigener Bedürfnisse und der Weiterentwicklung eigener Fähigkeiten ist. Auch Julia (66 J.) hob die Kongruenz positiv hervor:

Und da gabs 'ne Spedition und da hab' ich mich beworben. [...] Etwas Französisch konnt' ich, aber ich sollte mich verpflichten, Spanisch zu lernen, um also auch immer wieder nach Spanien zu fahren. Das war, also Sprachen hab' ich gemocht. (J, 5:20ff)

Der Beruf eröffnete nicht nur Möglichkeiten, Neues zu lernen, er stellte auch ein Tor zur Welt dar: die Pflicht (und Möglichkeit), regelmäßig zu verreisen. Kritisch-psychologisch definierte *Handlungsfähigkeit* geht einher mit der Fähigkeit, auch über die *Quellen* der Bedürfnisbefriedigung zu verfügen (Holzkamp, 1984a, S.9). Stellt die Arbeit eine solche Quelle dar, so ist sie Ursprung positiver Befindlichkeiten. Die Passung zwischen den eigenen Bedürfnissen und Fähigkeiten und den Anforderungen der Arbeit wird als etwas Besonderes erlebt und zum Bestandteil der Erwerbstätigkeit. Dies veranschaulicht eine Passage aus dem Interview mit Maria (32 J.):

Und da hab' ich auf jeden Fall meine Erfüllung gefunden. Das macht mich da richtig glücklich. Ich bin jetzt auf der Intensivstation. Und werd' körperlich und auch geistig und seelisch da auch gut gefordert, was mir richtig gut tut. Hab' tolle Arbeitskollegen, mit denen ich sehr gut klar komm'.

Die Arbeit füllt mich total aus. Also, ich geh gerne dahin, ohne Bauchschmerzen, ohne Stress. Ich glaub, ich hab' so mein Ziel gefunden, was ich will. Die Station, die meine ist. (M, 21:7ff)

Das Erwerbsleben geht mit der Abwesenheit von Leid einher (*ohne Stress, ohne Bauchschmerzen*), befördert die persönliche Entwicklung (geistig und seelisch) und ist ein zu Hause, ein Ort, *an den man hingehört*. Der Beruf ist nicht wie jeder andere, sondern etwas Einzigartiges, das den Eindruck vermittelt, er sei auf sie zugeschnitten. Ein *Beruf als Berufung* ist nicht selbstverständlich. Mit dem Schulabschluss der Mittleren Reife hatten die beiden Interviewpartnerinnen mit 16 oder 17 Jahren eine Ausbildung gefunden, die ihnen nicht nur Selbstverwirklichung versprach, sondern auch den symbolischen Weg in die Mittelklasse eröffnete. Maria findet, sie kann sich „alles leisten“ (M\_II, 9:21), auch wenn sie gelegentlich „zwei Monate“ (M\_II, 9:22) darauf sparen muss. Julia hebt hervor, man habe ihr ein „super Gehalt geboten, für die damalige Zeit“ (J, 5:21). Doch der Eindruck, durch die Erfolge im Beruf dauerhaft und selbstbestimmt abgesichert zu sein, bestand nur für einen Zeitraum. So erlebte Maria (32 J.), dass sich ihr gesamtes Befinden verschlechterte, als sich die Umstände an ihrer Arbeitsstelle verschlechtern:

Ja, die Arbeit war anstrengend, die hat mich auch nicht mehr ausgefüllt. [...]. Ich war unterfordert, dann wars aber viel Arbeit, viel Stress. Du hast viel Mehrstunden gemacht, weil halt Stellen gestrichen worden sind. Dadurch hat halt alles so 'n bisschen gelitten bei mir. Ich konnt' halt Menschenmassen um mich rum nicht mehr haben oder laute Töne oder viele Reize. Also ich war halt ziemlich, ich hab' mich so 'n bisschen zurückgezogen. Ich hab' gemerkt, dass ist nicht das, was du willst, und du bist auch nicht der Mensch, der eigentlich nur mit sich so ist. (M, 20:3ff)

Trotz aktueller Zufriedenheit hat Maria erfahren, dass sich die Umstände ändern konnten. Sie äußerte im Hinblick auf ihre finanzielle Situation: „und du weißt nie, was passiert, was mal kommt“ (M\_II, 9:27f). Ist Handlungsfähigkeit gerade ‚gegeben‘, so kann sie jedoch auch wieder ‚entzogen‘ werden. Auch Julia, der als junger Frau viele berufliche Chancen in Aussicht gestellt wurden, erlebte, dass sie diese nur realisieren konnte, wenn sie sich an entsprechende, äußerlich gesetzte Bedingungen hielt – was ihr nicht möglich war: „das war auch entsetzlich für mich, als mein Chef mir sagte, dass er mich ungern verliert, aber wenn mein Mann zur Konkurrenz ist, muss ich natürlich gehen.“ (J, 4:34ff) Im Interview finden sich viele Stellen, in denen Julia darauf verweist, welche Möglichkeiten sie gehabt hätte, wenn sie nicht so früh Kinder bekommen hätte: „Das sind ja leider Dinge, die mir gar nicht so bewusst waren“ (J, 7:28f). Selbstverwirklichung wurde in bestimmten biographischen Abschnitten zur Prämisse, in denen die äußeren Umstände eine Passung zwischen den persönlichen Interessen und Bedürfnissen sowie den Anforderungen der Erwerbsarbeit zuließen.

Wurde *Selbstverwirklichung* Prämisse der Arbeit, war ihr fremdbestimmter Anteil wenig Gegenstand der Überlegungen. *Selbstverwirklichung* als Prämisse ist frei von Utopien, von Fragen danach, ob es anders – besser – sein könnte. Denn die Erfüllung, das *eigene Ziel gefunden zu haben*, scheint möglich. Die selbstbestimmte Verfügung wird vergrößert, während restriktive Verstrickungen teilweise aus dem Blick geraten.

Insofern stand die Prämisse der *Selbstverwirklichung* nicht im Gegensatz zur Prämisse der *Notwendigkeit*. Es ließen sich auch Zwischenformen finden, die Elemente aus beiden Bedeutungsbezügen enthielten. Nina (66 J.) fand mit über 30 Jahren den Weg in ein Berufsfeld, das ihren Wünschen entsprach. Die *Selbstverwirklichung* blieb jedoch gebrochen, denn Elemente des Notwendigen blieben bestehen:

Also wie gesagt, vorweg hatte ich ja gesagt, dass ich ja dann doch in die Schule gekommen bin, hat ja doch noch irgendwo geklappt, 'ne. Halt nicht als Lehrerin, halt als Erzieherin. Und ja, das hat mir großen Spaß gemacht, muss ich sagen. [...] Aber das wurde dann auch, das sind ganz schön viel Kinder gewesen, immer. Man wird ja dann älter und der Geräuschpegel (...) war schon ganz schön hoch. Muss ich sagen. [...] Man hatte dann aber nach'm Schulunterricht bis 16 Uhr doch auch noch 'ne ganze Menge Kinder dann noch gehabt, ja. Weil, die hatten dann auch darauf bestanden, dass die Kinder dann auch so lange bleiben. Die haben dann ja auch Kurse angeboten und all so 'ne Sachen. Hab' ich auch Kurse gegeben [...]. Das war schon interessant, aber auch aufwendig. [...] War schön, aber die Schüler waren ja auch nicht so einfach. (N, 6:23ff)

Nina verwirklichte zwar Aspekte ihres ursprünglichen Wunsches, Lehrerin zu werden, doch Widersprüchlichkeiten im Arbeitsverhältnis, Unzufriedenheiten und Einschränkungen blieben sein Bestandteil. Zwischen *Notwendigkeit* und *Selbstverwirklichung* als Prämissen bestehen auch Möglichkeiten gemischter Bedeutungsumsetzungen. („Und ich bin auch zufrieden - bis auf die Bezahlung.“ [Marion, 11:7]) Zudem kamen die beruflichen Positionen verstärkt zur Geltung. Es war die Möglichkeit vorhanden, in der Erwerbstätigkeit einen Teil von sich selbst zu verwirklichen, wenn die formale Qualifikation höher war, die Aufgaben dadurch vielfältiger, die Selbstbestimmung größer. In der so dargestellten Prämisse der *Selbstverwirklichung* werden Abhängigkeitsverhältnisse kaum abgebildet.

### **9.1.2 Subjektive und normative Verhältnisse zum Berufsausstieg: Elternzeit, Sozialleistungen, Hauptverdiener-Modell**

Mit der Geburt eines Kindes wird von Frauen ein zeitweiliger Berufsausstieg erwartet. Der vorläufige Ausstieg aus dem Erwerbsleben ist die Norm für und Erwartung an die *gute Mutter* (Dreßler, ebd., S. 67). Dieser ist nicht nur legitim, sondern erwünscht. Parallel zum Leitbild der *guten Mutter* ist die mütterliche Elternzeit häufig auch strukturell begründet, da Frauen durchschnittlich geringer verdienen als Männer (vgl. Kap. 4). Frauen, die Kinder bekommen (wollen), müssen sich zu dieser strukturellen Situation und normativen nahelegungen ins Verhältnis setzen. Da Elternzeit von Müttern gesellschaftlich erwartet wird, rücken für die künftigen Mütter Fragen der Finanzierung in den Fokus. Diese sind u.a. an äußere (z. B. familienpolitische) Rahmenbedingungen geknüpft und an familiäre Bedingungen. Nicht alle Lebensbedingungen werden gesellschaftlich als passend bewertet, um eine Familie zu gründen. Während es als üblich und normal gilt, dass Mütter durch das gemeinsame Haushaltseinkommen ihres Partners (mit-)finanziert werden, sind Mütter, die Sozialleistungen beziehen, Stigmatisierungen ausgesetzt, beispielsweise durch eine Zuschreibung von Alkohol- oder Drogenkonsum (Menzel/Wehrheim, 2010, S. 519). Das Verhältnis zum Berufsausstieg war vor diesem Hintergrund zu klären. Alle Frauen waren sich einig, dass sie nach der Geburt eine Zeit lang zu Hause bleiben wollten. Der Mindestzeitraum, in dem dies gewünscht war, lag bei einem Jahr. Gelegentliche Erwerbstätigkeit wurde teilweise auch schon früher angestrebt. Nach einem halben Jahr konnte Maria sich vorstellen, zaghaft wieder ins Erwerbsleben einzusteigen. Nach einem Jahr würde sie „mit 'ner halben Stelle“ (M\_II, 5:32) wieder in ihren Beruf einsteigen wollen und bezeichnet dies als „relativ schnell“ (M\_II, 5:33). Gesellschaftlich akzeptiert wäre ihrer Ansicht nach auch ein längerer Zeitraum („zwei Jahre“ [M\_II, 5:27]). Ähnliche Bezüge finden sich bei Julia (66 J.), die mit beiden Kindern jeweils ein Jahr zu Hause geblieben war:

Von der Gesundheit wär's schöner gewesen, mal drei Jahre zu Hause zu bleiben. Aber wie kommst du dann wieder in den Job, das war ja so schon schwer genug. (J, 31:16f)

Auch hier bestand Wissen um die Legitimität, länger, auch *mal drei Jahre* aus dem Erwerbsleben auszusteigen. Im Hinblick darauf wurde die Frage virulent, wie in der Phase des Ausstiegs mit der veränderten ökonomischen Situation umgegangen werden soll. Wie eingangs dargestellt, kann die Möglichkeit, zeitweilig aus dem Beruf auszusteigen, während der männliche Partner weiterhin erwerbstätig bleibt (männliches Ernährer-Modell), als typischer Möglichkeitsraum (und restriktive Nahelegung) betrachtet werden, dem die Frauen begegnen. In der Regel reicht das Elterngeld (ältere Generationen: Erziehungsgeld, Mutterschaftsgeld), das Frauen aus den geringeren Gehaltsklassen zusteht, nicht aus, um den Lebensunterhalt eigenständig zu sichern. Viele Interviewpartnerinnen beziehen sich in den Interviews auf das Einkommen des Partners. Am deutlichsten äußert sich Marion (28 J.), als sie gefragt wird, ob sie sich Kinder wünscht:

Mein Freund, der hat jetzt einen neuen Job und fängt in 'nem neuen Betrieb an und verdient mehr Geld. Und ich versuch' auch auf 'ne Gehaltserhöhung hinzuarbeiten, die nächsten Monate. Er verdient genug, er kriegt jetzt ein Dienstfahrzeug. Deswegen haben wir jetzt gesagt, die äußeren Umstände passen, wir sind uns auch einig und wollen jetzt langsam anfangen zu versuchen, ein Kind zu kriegen. (Ma, 12:6ff)

Die Familiengründung und der Berufsausstieg waren *aufgrund* seines Gehalts legitim, die *äußeren Umstände passend*. Auch Nina erzählt: „[A]ls die [Tochter] geboren wurde, hab' ich zwischendurch aufgehört zu arbeiten.“ (N, 2:30f) Der Ehepartner erwarb das Haushaltseinkommen. Als die Ehe 1987 auseinanderbrach, wurde sie erneut erwerbstätig. Nina (66 J.) erklärt: „Weil ich ja wieder arbeiten musste, ich stand ja alleine da.“ (N, 4:21f)

Während hier der Norm und Struktur des mütterlichen Ausscheidens aus dem Erwerbsleben affirmativ gegenübergestellt wird, finden sich bei anderen Frauen ambivalente Ausführungen. Julia (66 J.) und Maria (32 J.) sehen in der Mutterschaft zwar ebenfalls einen zeitweiligen Ausstieg aus dem Erwerbsleben, doch dieser soll nicht zu lange ausfallen. Für sie stand ein sensibles Aushandeln zwischen dem, was die Norm zuließ, und den eigenen Bedürfnissen im Mittelpunkt. So beschreibt Maria ihre Vorstellungen über einen Berufsaus- und Wiedereinstieg:

Ja, wenn das Kind dann da ist... [...] ich würd' 'n halbes Jahr zu Hause bleiben, und würd' dann tatsächlich wieder anfangen einzusteigen, 'n paar Nächte zu machen. [...] Weil ich, glaub' ich, auch nicht der Mensch bin, der zwei Jahre zu Hause sitzt und das Kind da behütet. Ich brauch auch meine Arbeit, das ist mir schon wichtig und ich muss dann auch was anderes sehen. [...] Ansonsten wär' noch 'ne Option, 'n Jahr zu Hause zu bleiben und dann aber direkt mit 'ner halben Stelle anzufangen. Und dann würd' ich auch gucken, ich glaub', ich würd' mein Kind auch relativ schnell auch in 'ne Kita irgendwo stecken. Das ist ja heutzutage auch schon möglich, dass du die mit 'nem halben Jahr schon irgendwo hingibst. Ich mein', das find' ich sehr früh, aber wenn die so 'n gutes Jahr alt sind, find' ich, geht das gut klar. Und ich glaub', das ist für'n Kind auch gut. (M\_II, 5:20ff)

Maria eröffnete drei Zeitfenster, zwischen denen sie subjektiv die Wahl haben würde, aus dem Beruf auszusteigen: ein *halbes Jahr*, ein *Jahr* oder *zwei Jahre*. Sie ordnete diese in ein Bewertungsschema ein. Nach einem halben Jahr in den Beruf einzusteigen, sei *sehr früh* - hier steht das Wohl des Kindes im Vordergrund, möglicherweise auch latent die Frage, wie das Umfeld reagieren würde, denn der berufliche Wiedereinstieg ein halbes Jahr nach der Geburt würde deutlich unter dem Durchschnitt liegen (BMFSFJ, 2016a, S. 9f). Sie würde mit einem ,zu

kurzen‘ Berufsausstieg möglicherweise gegen die Vorstellungen *guter Mutterschaft* verstoßen. Im subjektiven Bereich des Möglichen lagen bis zu zwei Jahre Elternzeit, hier kamen dann die eigenen Bedürfnisse zur Geltung: Dies war zu lang, sie *brauchte ihre Arbeit*. Ein Jahr mütterliche Elternzeit wird zum prospektiven Kompromiss zwischen eigenen Bedürfnissen und dem gesellschaftlichen Auftrag mütterlicher Fürsorge. Julia wurde 1972 zum ersten Mal, 1977 zum zweiten Mal Mutter. Kündigungsschutz bestand damals lediglich sechs Wochen nach der Entbindung, während der gesellschaftliche Druck auf Mütter hoch war, mindestens bis zum dritten Lebensjahr der Kinder aus dem Erwerbsleben auszusteigen (Gerlach, 2010, S. 181). Julia „wollte [...] arbeiten“ (J, 6:25) und in ihrem Beruf bleiben, sie wollte jedoch auch länger als sechs Wochen aus ihrem Beruf aussteigen, um Zeit mit ihren Kindern zu haben:

[D]u musstest dich ja damals sechs Wochen nach der Geburt entscheiden und ich hab' ja keine Kinder in die Welt gesetzt, um gar nichts von ihnen zu haben. (J, 6:14f)

Während eingangs Nina (66 J.) begründet, warum sie als Mutter erwerbstätig war, begründet Julia (66 J.), warum sie nicht bereit war, nach sechs Wochen die Arbeit wieder aufzunehmen. Einerseits bewertet Julia ihre Entscheidung als richtig und positiv:

Das fand ich schön, dass ich gesagt habe, ich hab' Kinder, und für mich ist es ein Job, ich mach keine Karriere. (J, 8:1f)

Andererseits war es „'ne ganz, ganz schwere Entscheidung“ (J, 5:24). Der Wunsch, am Arbeitsmarkt angebunden zu bleiben, bestand gleichzeitig zu dem Wunsch, in Elternzeit zu gehen – ein Bedürfnis nach Vereinbarkeit. Rückblickend, im Wissen, „wie mein Leben gelaufen ist“ (J, 5:32), würde sie Dinge anders machen:

Ich glaub', ich würd's versuchen nochmal, wenn man das so sieht. [...] Frauen brechen ja inzwischen auf. (J, 5:33ff)

Sie würde sich stärker auf die berufliche Karriere konzentrieren und Chancen wahrnehmen, die ihr angeboten wurden.

Maria (32 J.) und Julia (66 J.) sehen beide in der Erwerbsarbeit eine Form von Handlungsfähigkeit, die sie nicht verlieren wollten. Gleichzeitig waren sie mit der Zuschreibung und dem Wunsch primärer mütterlicher Fürsorgezuständigkeit für das Neugeborene konfrontiert, die der Berufs- und Arbeitsmarktanbindung entgegen stand.

Der zeitweilige Berufsausstieg als Mutter wurde von allen Frauen als gut und richtig wahrgenommen, solange die Finanzierung auf eine gesellschaftlich akzeptierte Art und Weise gesichert war: Elterngeld, Kindergeld und das Gehalt des Partners. Einige der Frauen waren auch in der Situation, nicht-familiengebundene Sozialleistungen zu beziehen, was negativ bewertet wird. Marion (28 J.) äußert sich an einer Stelle über „Sozialfälle“ (Ma, 4:27) und stellt damit symbolisch eine Trennlinie her zwischen sich und *denen*. Auch Nina (66 J.) fiel der zeitweilige Gang zum *Sozialamt* schwer:

Da hab' ich dann auch kurze Zeit auch vom Sozialamt gelebt. Aber das war auch nicht so einfach, da hinzugehen. Da hatte ich Probleme mit, muss ich sagen. (N, 15:27f)

Dunja (58 J.) empfand den Bezug von Arbeitslosengeld und Sozialhilfe, auch als Alleinerziehende, als „Erniedrigung“ (D, 23:25). Sie hebt hervor:

Wenn ich meine Arbeit verliere, arbeite ich irgendwo. Ich verkaufe mein Auto. [...] Ich [...] will nicht arbeitslos werden. (D, 23:22f)

Julia bezeichnete es als „Glück“ (J, 31:3), dass sie Geld von ihrem Vater geerbt hatte, weshalb sie nach der Scheidung keine Sozialhilfe beantragen musste:

Das [Erbe] hat mir natürlich geholfen über die Zeit nach der Scheidung. Wo kein Unterhalt kam, wo ich mit Steuerklasse V arbeiten musste. Und einen Monat mehr für einen Babysitter ausgegeben habe, als ich verdient habe. (J, 31:5ff)

Es waren Trennungen, Scheidungen oder der Tod des Partners, die die Frauen in diese für sie unangenehme Lage versetzten. Trennung und Scheidung gehören zu den größten Armutsrisiken für Frauen mit Kindern (Sellach, 2010). Trotzdem empfanden die Interviewpartnerinnen Scham, fühlten sich erniedrigt, wenn sie zeitweise in den Sozialleistungsbezug gerieten. Denn die Vorstellung, Armut sei selbstverschuldet, ist gesellschaftlich fest verankert (vgl. Kap. 3.2). Eine andere Form des Umgangs mit dem Bezug von Sozial- oder Transferleistungen findet sich in Vanessas Darstellung. Sie bezog nach der Geburt ihres Sohnes (2005) vier Jahre Sozialleistungen (ALG II). Vanessa bewertete die Stigmatisierung und negative Bewertung von Sozialleistungsbezügen als verkehrt. Sie habe

ein ziemlich gutes Verhältnis dazu bekommen, weil mein Vater immer zu mir gesagt hat: ‚Ich habe so viel eingezahlt, du brauchst dich nicht dafür zu schämen [lacht], Geld zu beziehen, weil das ist völlig okay.‘ [...] Hat er aber, also deshalb, ich habe da nie so dieses Ding gehabt, ‚Oh, ich schäme mich jetzt hier anzustellen.‘ Ich weiß noch, ich hatte eine Freundin, die gesagt hat, bevor sie/ Sie würde ihr Kind auch nie mit ins Jobcenter nehmen, weil total die schlechte Vorbildfunktion. Nee, ich hatte da keine Probleme mit. (V, 22:6ff)

Vanessa *wusste* um die Scham, die andere Mütter empfanden, wenn sie zu Ämtern wie dem *Jobcenter* gehen mussten, sah darin jedoch keinen Grund. Armut ist ihrer Ansicht nach legitim, der Bezug von Sozialleistungen wird mit Nachdruck über die lebenslange Einzahlung der Sozialabgaben ihres Vaters legitimiert. Finanzielle Prekarität war unausweichlicher und darin akzeptierter Bestandteil ihres Lebens: „Ich werde wahrscheinlich auch nie so viel verdienen, dass sie mir irgendwas wegnehmen können“ (V, 19:21), erklärt sie. Sie verweist auf das Umverteilungsprinzip von Sozialleistungen und widersetzt sich bereits durch den vierjährigen Bezug von ALG II indirekt verschiedenen gesellschaftlichen Erwartungen. Sie widersetzt sich Prinzipien wie Eigenverantwortung, da sie die Verantwortung ihrer Situation nicht nur bei sich sieht, und dem Leitbild *guter Mutterschaft*, da Armut symbolisch und medial mit Bildungsferne und erzieherischer Inkompetenz verknüpft wird (Dreßler, 2018, S. 68ff). Vanessa bewertet den Ausstieg aus dem Erwerbsleben nicht ambivalent, sie freute sich auf das legitimierte, zeitweilige Aussteigen – auch wenn dies in ihrem Fall den Bezug von Transferleistungen bedeutete. Insofern ist in allen Fällen Mutterschaft Prämisse für ein zeitweiliges Ausscheiden aus dem Erwerbsleben sowie eine zeitweilige Legitimation, die eigene Existenz nicht selbst sichern zu müssen. Dabei gilt normativ sowie subjektiv, auf familienbezogene Sozialleistungen wie Eltern-, Betreuungs- oder Kindergeld sowie das Gehalt des Partners zurückgreifen zu wollen und zu sollen. Der Bezug nicht-familienbezogener Sozialleistungen wird von allen, außer von Vanessa, negativ mit Gefühlen von Scham und Erfahrungen von mangelndem Respekt durch Mitarbeiter\_innen der Behörden bewertet.

### 9.1.3 Zwischenfazit I

Die Frauen unterscheiden sich darin, wie sie sich zur Lohnarbeit und ihrem Beruf ins Verhältnis setzten. Ein verhältnismäßig besseres Gehalt ermöglichte neue Handlungsräume. Ermöglichte die berufliche Tätigkeit die Verwirklichung eigener Interessen und Bedürfnisse, erschien Lohnarbeit, wie bei Julia (66 J.) und Maria (32 J.), als Selbstverwirklichung und war ein Bestandteil der Lebenszufriedenheit. Strukturelle Probleme und Kritik an Arbeitsbedingungen, die real stressvoll waren, blieben aber außen vor. Der Beruf war die Hauptquelle empfundener Autonomie und Handlungsfähigkeit.

Die anderen Interviewpartnerinnen arbeiteten in unterschiedlichen Bereichen: als ausgebildete Erzieherin, als Hotelfachfrau und zwei Frauen sind im Niedriglohnsektor beschäftigt. Gemeinsam ist ihnen, dass sie den Beruf zwar als Erweiterung ihrer Möglichkeiten wahrnehmen, jedoch nicht als Teil ihres Selbst. Beide Frauen, die im Niedriglohnsektor tätig waren, betonten die Notwendigkeit von Erwerbstätigkeit. Dadurch wird der Inhalt der Arbeit austauschbar gemacht. Sie störten sich an Fremdbestimmung, Dunja formuliert dies deutlich. Doch beide heben hervor, im Zweifel jede Arbeit anzunehmen, was ein Gefühl von Sicherheit vermittelte.

Die Untersuchungsteilnehmerinnen waren mit den Nahelegungen und moralischen Implikationen zu Mutterschaft konfrontiert, die sich darauf beziehen, *ob* und *wie* eine Mutter berufstätig sein soll. Entsprechend hängt Mutterschaft genuin mit strukturellen und normativen Fragen zu Erwerbstätigkeit sowie deren moralisch-ökonomischer Bewertung zusammen. Zum einen, weil Mütter, die nicht bzw. wenig erwerbstätig sind, trotzdem finanzielle Mittel benötigen. Zum anderen, weil Mütter, die erwerbstätig sind, jemanden benötigen, der auf den Nachwuchs aufpasst – dies sind in den seltensten Fällen die Väter, auch wenn sich die Situation dahingehend bessert (Juncke et al., 2018, S. 16ff). Moralische Bewertungen beziehen sich darauf, wie viel Zeit eine *gute Mutter* mit ihrem Kind verbringt und (ob und) wie viel sie arbeiten soll.

Gesetzlich hat jede Frau in Westdeutschland seit 1979 die Möglichkeit, acht Wochen nach der Geburt wieder zu ihrem Arbeitsplatz zurückzukehren. Moralisch ist dies umstritten. Es ist ebendiese Moral, die parallel zu struktureller Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt im Hintergrund des Widerspruchs um *(Un-)Vereinbarkeit* mitläuft. Jene Frauen, die ‚zu früh‘ oder ‚zu viel‘ arbeiten müssen oder möchten, stehen vor einem moralischen Dilemma: Sind sie *gute Mütter*? Ich möchte die Selbstverständlichkeit der mütterlichen Mehr- bzw. Hauptverantwortung für das Neugeborene, die den Interviewpartnerinnen als unvereinbar mit beruflichen Anforderungen entgegnet, entsprechend vor einem vergesellschafteten Gesichtspunkt diskutieren: „Mutterliebe und Mutterschaft sind *eine Möglichkeit* unter anderen und schließen diese anderen Möglichkeiten nicht aus.“ (Steins, 1994, S. 56, Herv. FK) Der sozial-gesellschaftliche Charakter der Mutterschaft birgt die Möglichkeit, kindliche Frühversorgung emotionaler sowie physischer Art in kollektiv-gesellschaftliche Strukturen einzubetten. Wird diese Möglichkeit beachtet, so kann der Frage nachgegangen werden, warum Mutterschaft (und Vaterschaft nicht) auch dann zur Prämisse für einen zeitweiligen Berufsausstieg wird, wenn die Orientierung am Erwerbsleben verhältnismäßig stark ist.

Mutterschaft ist mit der Frage nach Einkommen und Lebensunterhalt verbunden, sie hängt in allen Interviews mit Gedanken an das Berufliche und Finanzielle zusammen. Unabhängig davon, welche Prämissen die Arbeit besaß, blieb der vorübergehende Berufsausstieg Bestandteil der Mutterschaft. Maria und Julia, die in der Erwerbstätigkeit einen Teil der Verwirklichung wichtiger Bedürfnisse sehen, wollten die mütterliche Elternzeit relativ kurz belassen (rund ein Jahr). Vanessa bewertet den Ausstieg aus dem Erwerbsleben eher als Auszeit und Neuorientierung, den Bezug nicht-familiärer Sozialleistung als Alternative zur Erwerbstätigkeit bzw. zum männlichen Ernährer-Modell. Indes will Dunja um keinen Preis in Arbeitslosigkeit

gelangen. Sie möchte finanziell auf eigenen Beinen stehen, was im Niedriglohnsektor eine Vollzeit- oder vollzeitnahe Stelle bedeutet.

*Strukturelle (Un-)Vereinbarkeit* erfährt auf subjektiver Ebene unterschiedliche Deutungsweisen und Lösungsversuche, die sich in *Praxen der (Un-)Vereinbarkeit* zeigen. Wurde das männliche Ernährer-Modell bzw. seine modernisierte Form als Zuverdienerinnen gewählt (der männliche Partner ist hauptzuständig für die ökonomische Absicherung der Familie, hinzu kommen eventuell Elterngeld, Kindergeld usw.), wurde dies während des Ausscheidens aus dem Beruf nicht als *Vereinbarkeitsproblem* erlebt, sondern als naheliegende Alternative. Im kritisch-psychologischen Sinne lässt sich von der Realisierung eines *typischen Möglichkeitsraums und einer restriktiven Nahelegung* sprechen. Dies soll im Folgenden als Möglichkeit und Risiko vor dem Hintergrund widersprüchlicher gesellschaftlicher Verhältnisse diskutiert werden.

## **9.2 (Un-)Vereinbarkeit. Vorstellungen und realisierte Praxen**

In allen Gesprächen wurden *(Un-)Vereinbarkeit* zwischen Mutterschaft und Beruf sowie finanzieller Unabhängigkeit direkt oder indirekt zum Gegenstand. Keine Interviewpartnerin vertrat offensiv Vorstellungen partnerschaftlicher Arbeitsteilung – alle verorteten die Sorgetätigkeit um das Neugeborene primär bei ihnen als Mutter.

Es hat sich gezeigt, dass das zeitweilige Ausscheiden aus dem Beruf mit der Mutterschaft durch die Frauen akzeptiert und teilweise gewollt war – wenn auch in unterschiedlichem Umfang. Folgt man Dreßler (2018, S. 33ff), so steht das fürsorgliche Mutterschaftsideal in faktisch-manifestem Widerspruch zur vollzeitnahen oder Vollzeitbeschäftigung der Mutter. Die *(Un-)Vereinbarkeit* wird in den Interviews durch die subjektive Selbstverständlichkeit eigener Mehrverantwortung und ihre moralischen Implikationen gerahmt. Hinzu kommt das Zusammenspiel